

INKLUSION

Einladende Gemeinschaft mit
Menschen mit Behinderung

Heilung

Was ist Gottes Wille?

Kirche

Miteinander statt
füreinander

Sicht von Betroffenen

Kein Sonderstatus,
sondern Annahme

Über die Publikation

Der «SEA Fokus» ist die Publikation der Schweizerischen Evangelischen Allianz SEA für den zweiten Blick auf grosse Themen: Sie belässt es nicht beim berühmten ersten Blick, sondern schaut genauer hin, analysiert, fragt nach, differenziert, kommentiert. Sie setzt rund zweimal pro Jahr einen Schwerpunkt bei ei-

nem aktuellen Thema, das evangelische Christen bewegt – ja bewegen muss. Der SEA Fokus kann in gedruckter Form für CHF 15.- pro Ausgabe entweder abonniert oder einzeln bestellt werden und ist online frei zugänglich. www.each.ch

Impressum

Der «SEA Fokus» erscheint ca. zweimal pro Jahr
7. Ausgabe, November 2024

Herausgeber
Schweizerische Evangelische Allianz SEA

Redaktionsteam
Daniela Baumann, Lydia Germann, Viviane Krucker-Baud, Oliver Merz,
Markus Zuberbühler

Autoren
Daniela Baumann, Lydia Germann, Ronny Häberli, Martina Holder-Franz,
Viviane Krucker-Baud, Ralph Kunz, Simone Leuenberger, Oliver Merz,
Alexander Preiss, Lynn Richner, Jaël Schultze, Sara Staub, Jonathan Verwer,
Kathrin Walther, Astrid Weinert-Wurster, Mathias Wüthrich, Tobias Zehnder,
Markus Zuberbühler

Gestaltung/Layout
Roland Mürner, SEA

Druck
Jordi Druck, Belp

Auflage
1'500

Bezugsadresse
SEA-Sekretariat
Josefstrasse 32, 8005 Zürich
043 344 72 00
info@each.ch
www.each.ch

Bilder
Titelseite: ©istockphoto
Innenseiten: Zur Verfügung gestellt (wenn nicht anders vermerkt)

Aus Gründen der Lesbarkeit wurde im Text teilweise die männliche Form gewählt. Die weibliche Form ist selbstverständlich mit eingeschlossen.

© SEA, Zürich 2024

ZMITZT
d'in
Inklusion in der Kirche

Das Projekt

“ZMITZTD RIN”

Mehr Inklusion in Kirchen

für Menschen mit Behinderungen



WERDE AKTIV, für ein Miteinander in der Kirche!

Spielerisches Unterrichtsmaterial für den kirchlichen Unterricht rund ums Thema Inklusion.



Gratis Download:
zmitztdrin.ch

Film &
Unterrichtsmaterial



Trailer zum Film



Der Film benennt Herausforderungen, die inklusives Denken und Handeln mit sich bringen. Er zeigt Lösungswege auf und motiviert dazu, sich aktiv für mehr Inklusion einzusetzen.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser

Ist es Ihnen auch schon so ergangen, dass Sie nicht wussten, ob Sie einer blinden Person helfen sollen, die auf dem Bahnsteig steht und nach dem Eingang in den Zug sucht? Ich persönlich hatte schon diesen inneren Konflikt. Ich dachte einerseits, ich müsse dieser Person doch helfen, sie ist ja blind! Andererseits fragte ich mich, ob sie sich nicht vor den Kopf gestossen fühlt, wenn ich frage, ob sie Hilfe braucht. Ich will ihr ja nicht ihre Selbstständigkeit absprechen.

Was bedeutet ein Mensch mit Behinderung? Darf man überhaupt von Behinderung sprechen? Haben wir nicht alle in irgendeinem Bereich eine Einschränkung? Wie können wir eine einladende Kirche sein, wo auch Menschen mit einer Behinderung nicht nur willkommen sind, sondern auch wirklich Teil davon?

In diesem «SEA Fokus» versuchen wir gemeinsam mit Expertinnen und Experten – auch solchen, die selbst mit einer Behinderung leben – Antworten zu geben. Besonders im Blick haben wir die Bedeutung der Inklusion von Menschen mit einer Behinderung für die Kirche. Grundlagenartikel zum Thema Inklusion aus theologischer Sicht oder Begriffserklärungen geben uns Orientierung. Heisse Eisen wie das Thema Heilung oder die Grenzen der Inklusion lassen wir nicht aus. Kirchenvertreter geben Tipps weiter, wie sie vorgehen, damit auch Menschen mit einer Behinderung dazugehören können, und letztere äussern ihre persönliche Sicht. Nicht zuletzt findet sich auf den folgenden Seiten eine Antwort auf mein eingangs geschildertes Dilemma.

Inklusion ist ein grosses Wort, das sich auf ganz unterschiedliche Menschengruppen beziehen kann. In diesem Magazin verwenden wir den Begriff ausschliesslich, um die Inklusion von Menschen mit einer Behinderung zu beleuchten.



Viviane Krucker-Baud
Co-Generalsekretärin SEA

Inhalt

- 4 Inklusion ist ein ureigenes Thema der Christenheit
- 6 Doppelinterview: Gottes Plan im Ungewissen: Zwischen Hoffnung und Akzeptanz
- 8 Glossar zentraler Begriffe
- 9 Die zweite Meile steht an
- 10 Infografik: Behinderung in Zahlen
- 12 Unterwegs zu einer inklusiven Kirche
- 14 Die Grenzen der Inklusion – und die Inklusion der Grenzen
- 16 Das Loch im Dach oder Wege zu Jesus
- 17 Wie steht es um die Barrierefreiheit von Kirchen?
- 18 Doppelinterview: Im Gespräch mit Betroffenen Wege finden
- 20 Behinderungen «abzubauen», fängt in den Köpfen an
- 22 «Es gibt keine falschen Fragen»
- 24 «Behinderti het der Herrgott am allerliebsta»
- 25 Reportage: Hörende und nicht hörende Menschen brauchen einander
- 27 Mal konkret: Wie sieht's in den Kirchen aus?
- 30 Kommentar: Menschen wie du und ich
- 31 Weiterführende Literatur

Grundlagen

Menschen mit Behinderung und Kirche

Begegnung

Aus der Praxis Für die Praxis

Kommentar

Inklusion ist ein ureigenes Thema der Christenheit

Inklusion ist nicht nur ein gesellschaftliches Thema, sondern auch eines innerhalb der Theologie und Kirche. Auch wenn wir in den biblischen Texten noch kein ausgereiftes Verständnis von Inklusion im heutigen Sinn finden, sind die Bezüge augenfällig. Wie lässt sich Inklusion theologisch begründen? Was folgt daraus für das Gottes- und Menschenbild sowie die Vorstellung von christlicher Gemeinschaft und Kirche?

Inklusion wird einerseits als Herausforderung und Anfrage «von aussen»¹, von der Gesellschaft an Theologie und Kirche herangetragen. Inklusion lässt sich aber nicht nur als moderne gesellschaftliche Forderung begreifen, sondern auch als «ureigenes Thema»² der Christenheit, Theologie und Kirche. Selbstverständlich kennt die biblische Tradition noch kein ausgereiftes Konzept von Inklusion und menschenrechtsbasiertem Umgang mit Vielfalt und Verschiedenheit im heutigen Sinn. Nicht verschwiegen werden darf weiter, dass es in Theologie und Kirche ausgrenzende Tendenzen und Begründungszusammenhänge gab, die teilweise bis heute nicht aufgearbeitet sind und/oder undifferenziert überdauern. Inklusion fordert Theologie und Kirche demnach gleichermaßen von innen heraus,

Vorannahmen und Haltungen bzw. Bibelverständnisse und die daraus abgeleiteten theologischen und praktisch-kirchlichen Schlussfolgerungen zu reflektieren.

Gott ist inklusiv

Inklusion lässt sich theologisch bereits von der Dreieinigkeit Gottes her andenken, und zwar an der geheimnisvollen Einheit in Verschiedenheit von Vater, Sohn und Heiligem Geist.³ Der deutsche Theologe und Inklusionsexperte Ulf Liedke beschreibt es so: «Gott existiert in der wechselseitigen Beziehung seiner drei Seinsweisen so, dass sich Vater, Sohn und Heiliger Geist in der Verschiedenheit gegenüberstehen und zugleich eine Gemeinschaft bilden. Im trinitarischen Sein Gottes ist Exklusion ausgeschlossen.»⁴ Schon im Alten Testament steht Gott selbst auf der Seite der

Ausgegrenzten und Schwachen und stellt sich gegen die Ungerechtigkeit.⁵

Entsprechend äussert sich das eschatologische Heil Gottes in der gesamtbiblischen Betrachtung insbesondere in Form von wiederhergestellter universaler Gerechtigkeit sowie der endgültigen Beseitigung allen Leids und des Todes.⁶ In der Person Jesus unterstreicht Gott seine «inklusive Mission». Er sucht, was oder wer verloren ist, und bezieht sie oder ihn wieder in die Gemeinschaft mit ihm ein. Jesus hat Reinheitsgebote und andere religiöse Vorschriften übertreten bzw. deren pointierte Interpretation missachtet, um besonders verletzte, stigmatisierte, benachteiligte und ausgegrenzte Personen in die Gemeinschaft mit Gott einzuladen.

Der Mensch ist inklusiv

Auch der Mensch wird bereits in biblischen Texten inklusiv gedacht. So verschieden die Menschen sind, tragen doch alle Gottes Ebenbild in sich und sind zur Gemeinschaft mit ihrem Schöpfer und den anderen Geschöpfen bestimmt.⁷

1 Schweiker, Wolfhard: Aktuelle Herausforderung für Theologie und Kirche: Inklusion. Deutsches Pfarrerblatt 6/2011, 2.

2 Schweiker, 2011, 2.

3 vgl. Mt 28,19.

4 Liedke, Ulf: Inklusion in theologischer Perspektive, in Liedke, Ulf / Kunz, Ralph (Hrsg.): Handbuch Inklusion in der Kirchengemeinde. 2013, Vandenhoeck & Ruprecht, 34.

5 vgl. z.B. Ps 109,31; 3 Mose 19,14.

6 vgl. Offb 21,4.

7 vgl. 1 Mose 1, 26-27.

Alle Menschen sind in ihrer Verschiedenheit einzigartig, voraussetzungslos von Gott geliebt, gleichwertig und gleichberechtigt.

Mit solchen allgemeinen Aussagen zur Würde und Gleichwertigkeit aller Menschen lassen sich beispielsweise körperliche oder seelische Grenzen und damit auch Menschen mit Beeinträchtigung theologisch grundsätzlich als Ausdruck der generellen menschlichen Vielfalt und irdischen Realität verstehen.

Eine einseitige Glorifizierung des menschlichen Leidens und insbesondere desjenigen der Christen («Leidenstheologie») ist in diesem Licht kritisch zu reflektieren und entsprechend zu differenzieren. Dasselbe gilt für verengte Heilungslehren, die Leiden, Krankheit, Beeinträchtigung nur defizitär und aufgrund einer stark spiritualisierten Argumentation als Mangel geistlicher Reife oder gar als Strafe Gottes für persönliche Sünde und Fehlverhalten deuten. Diese begreifen rasche und vollständige Überwindung der Umstände als die einzig richtige Lösung für Christen und suchen bei ausbleibender Heilung die Ursache vor allem im fehlenden Gottesglauben und dergleichen.

Die Gemeinschaft der Gläubigen ist inklusiv

Es erstaunt aufgrund des bisher Gesagten nicht, dass auch das Miteinander der Christen in der Kirche und die christliche Gemeinschaft (griechisch «Koinonia») mit pointiert inklusiven Worten beschrieben werden. Besonders deutlich wird dies beim bildhaften Vergleich des Apostels Paulus zwischen der Funktionsweise des menschlichen Körpers und der Gemeinschaft der Christen: « (...) vielmehr soll es das gemeinsame Anliegen aller Teile sein, füreinander

«Alle Menschen sind in ihrer Verschiedenheit einzigartig, voraussetzungslos von Gott geliebt, gleichwertig und gleichberechtigt.»

zu sorgen. Wenn ein Teil des Körpers leidet, leiden alle anderen mit, und wenn ein Teil geehrt wird, ist das auch für alle anderen ein Anlass zur Freude.»⁸

Dass Menschen grundsätzlich verschieden sind, ist theologisch betrachtet eine gegebene und sinnvolle, bereichernde und mitunter nötige Ergänzung, auch wenn das Miteinander dadurch herausgefordert werden kann.⁹ Christliche Gemeinschaft ist demnach als dynamische Einheit in aller Vielfalt und Verschiedenheit ihrer einzelnen Glieder zu verstehen.

Dass sich Gott den Menschen in Jesus barmherzig und liebevoll zuwendet, sie bedingungslos annimmt und sich ganzheitlich um ihr Wohl kümmert, ist für den christlichen Lebensstil richtungsweisend. Auf dieser Grundlage waren bereits die ersten Christen innerhalb und ausserhalb ihrer Gemeinschaften auf einen gerechten materiellen Ausgleich und barmherzige Solidarität bedacht.¹⁰ Doch schon in biblischer Zeitrechnung war diese vielfältige Koinonia verschiedentlich herausgefordert und gefährdet, zum Beispiel durch fehlende Rücksichtnahme, ausufernden Egoismus oder mangelnde Integrität.¹¹

Einige der gesellschaftlich etablierten Modelle zu Inklusion erscheinen theologisch stimmig und

kirchlich anschlussfähig. Neben der Vorstellung einer auf das Wohl ihrer Mitglieder bedachten Gemeinschaft zählen beispielsweise «Empowerment» (Ermächtigung, Befähigung) oder «Enabling Community» (befähigende Gemeinschaft) dazu. Zu Recht nehmen Kirchen an diesen Errungenschaften Anleihen für die kirchliche und sozialdiakonische Praxis. •

Dieser Beitrag ist ein überarbeiteter Auszug aus dem Konzept zum Lehrmittelprojekt «Zmiztdrin» (www.zmiztdrin.ch) des Vereins «Glaube und Behinderung» (www.gub.ch) und des Instituts Inklusiv (www.institutinklusive.ch), 2022, 7-11.



Oliver Merz ist promovierter Theologe, Gründer und Leiter des Instituts Inklusiv (www.institutinklusive.ch) sowie Seelsorger in der Beratungsstelle Sela (www.sela.ch). Zudem wirkt er als Gastdozent, Referent und Autor. Er wohnt mit seiner Familie in Thun. www.oliver-merz.ch.

⁸ 1 Kor 12,12-25-26.

⁹ vgl. 1 Kor 12,12-27; Eph 4,7-16.

¹⁰ vgl. Apg 2,44-45.

¹¹ vgl. Apg 5,1-11; Röm 14,1-23;

1 Kor 11,17-34.



Gottes Plan im Ungewissen: und Akzeptanz

Andreas Straubhaar ist 17 Jahre verheiratet und hat vier Kinder. Beruflich ist er Referent und Eventmanager. Auch ist er leidenschaftlicher Bergmarathonläufer. Im Jahr 1999 wurde er vollständig von Depressionen und Drogensucht geheilt. Dieses Erlebnis führte dazu, dass er Heilungsversammlungen veranstaltet und eine Heilungspraxis gründete, in der er seine Geistesgaben für andere einsetzt.

«Es ist grundsätzlich Gottes Wille, dass es allen Menschen auf der Erde gut geht», sagt Andreas Straubhaar, der selbst Heilung erfahren hat und nun im Gebet für andere eintritt. Im Gegensatz dazu ist Roland Hardmeier seit 24 Jahren chronisch krank und hat bisher keine Heilung erlebt. Wie er trotz seiner Krankheit fest im Glauben bleibt und wie Straubhaar diese Situation betrachtet, erzählen die beiden im Interview.

«Heilung ist jedem Menschen möglich, denn es ist Gottes Wille, dass es allen ganzheitlich gut geht.»

Andreas Straubhaar

Was bedeutet Heilung für Sie?

Andreas Straubhaar: Heilung kann auf vielfältige Weise geschehen – einige Menschen erleben Heilung sofort und andere im Laufe der Zeit. Ich glaube, dass Heilung jedem Menschen möglich ist, denn es ist Gottes Wille, dass es allen ganzheitlich gut geht. Dieser Glaube ist das Fundament meiner Arbeit und ich betone das bei jeder Gelegenheit.

Roland Hardmeier: Verkündigung und Heilung gehören zusammen, aber man kann niemandem versprechen, dass Gott ihn heilt, denn wir kennen den individuellen Willen Gottes nicht. Die entscheidende Frage ist, wie man damit umgeht, wenn keine Heilung eintritt. Ich habe in den ersten Jahren intensiv für meine Heilung gebetet, aber irgendwann konnte ich nicht mehr in dieser ständigen Erwartung leben. Gott hat mir in dieser Zeit Frieden über meine Krankheit geschenkt, auch wenn ich weiterhin in einem gesunden Mass für Heilung bete.

Wie hat bei Ihnen, Andreas Straubhaar, Heilung stattgefunden?

AS: Als ich in sehr jungen Jahren in eine Drogenabhängigkeit geriet, entschieden sich meine Eltern für Jesus. Zwar war ich mit der Kirche vertraut und bekam immer wieder Impulse, aber ich stand dem Glauben sehr ablehnend gegenüber. Zu Beginn des Jahres 1999 erhielt ich einen Bibelvers, den ich zunächst widerwillig annahm. Doch als ich die Worte «Fürchte dich nicht, ich bin mit dir» las, spürte ich, dass Gott in diesem Moment zu mir sprach. Dieses lebendige Wort hatte eine so starke Wirkung, dass ich innerlich zusammenbrach. Von da an wurde ich innerhalb von wenigen Tagen vollständig von meiner Depression und meiner Sucht geheilt und es blieben keine bleibenden Schäden zurück.

Wie kam es dazu, dass Sie eine Heilungspraxis gründeten?

AS: Nach meiner ganzheitlichen Heilungserfahrung mit Gott begann ich, für kranke Menschen zu beten. Schon lange verspürte ich den Wunsch, anderen von Jesus zu erzählen, damit auch sie ihn kennenlernen. Ein Bekannter lud mich zu evangelistischen Heilungsveranstaltungen ein und ich erkannte, dass auch ich eine Verantwortung trage. Die Veränderung, die ich selbst erlebt hatte, wollte ich unbedingt weitergeben, denn ich bin überzeugt, dass niemand auf dieser Welt krank sein sollte.

Wie können Sie, Roland Hardmeier, mit Ihrer Krankheit eine Ermutigung für Ihre Mitmenschen sein?

RH: Wenn man keine Heilung erfährt, besteht die Gefahr, dass

Zwischen Hoffnung



man ins Selbstmitleid fällt. Es tauchen Fragen auf wie: Bete ich zu wenig? Habe ich zu viel Schuld? Wenn ich predige und meine Geschichte teile, kann ich andere Menschen inspirieren und ermutigen, die im gleichen Boot sitzen. Es gab schon Situationen, da kamen Betroffene nach der Predigt zu mir und haben mich umarmt. Sie sagten mir, dass sie sich endlich verstanden fühlen. Dies zeigt mir, dass ich mit meiner Geschichte Leidende ermutigen kann.

Haben Sie schon Heilungen bei anderen Menschen miterlebt?

AS: In meiner Praxis und an Veranstaltungen erlebe ich regelmässig Heilungen. Einmal habe ich für eine Frau gebetet, die seit 30 Jahren starke Fusschmerzen hatte. Sie glaubte, dass diese Krankheit ein Teil ihres Lebens sei und Gott ihr dies auferlegt habe. Nachdem ich ihr Mut zugesprochen hatte, dass auch sie geheilt werden könne, wurde sie augenblicklich gesund.

RH: Trotz meiner Krankheit bete ich für andere. Meine Frau und ich haben einmal für ein kinderloses Ehepaar gebetet. Ich hatte plötzlich den Eindruck, dass ich ihnen Kinder zusprechen sollte. Heute haben sie vier Kinder, was für mich ein klares Zeichen von Gottes Wirken ist. Dennoch denke ich nicht, dass ich die Gabe der Heilung habe – das war ein Einzelfall.

Was sagen Sie zur Aussage: «Wenn man nur genug glaubt und betet, wird man geheilt.»?

AS: Ein gewisser Glaube ist notwendig, um Heilung zu erfahren.

In der Bibel steht, dass der Glaube so gross wie ein Senfkorn sein muss, um Berge zu versetzen. Es reicht schon, wenn man nicht aufhört, für Heilung zu beten – auch wenn das manchmal schwerfällt. Es ist wichtig, nicht in Selbstmitleid zu versinken und an der Hoffnung festzuhalten.

«Gott ist verborgen, aber er ist niemals ein Gott, der nicht da ist.»

Roland Hardmeier

RH: Die Aussage «genug beten und glauben führt zu Heilung» kann ich nicht unterschreiben. Wichtig ist, dass man eine persönliche Antwort auf seine Situation erhält, um Frieden zu erlangen. Auch wenn ich Gottes Stimme selten höre, habe ich in meinen schweren Zeiten Ermutigungen erhalten, die mir Frieden gebracht haben. Vor 20 Jahren habe ich von Gott den Satz empfangen: «Alles, was ich in meinem Leben nach Gottes Willen tun soll, werde ich tun können.» Dieser Satz gilt für mich heute noch und ermutigt mich.

Wie leben Sie mit der Spannung und Ungewissheit, ob Gott heilt oder nicht?

AS: Ich habe den Auftrag, für Heilung zu beten, und lasse mich von dieser Unsicherheit nicht entmuti-

Roland Hardmeier lebt seit 24 Jahren mit einer vestibulären Erkrankung, die Schwindel und Erschöpfung verursacht. Er arbeitet hauptsächlich von zu Hause aus als Hausmann und Teilzeit als Dozent, Referent und Autor.

gen. Auch wenn manche Menschen noch keine Heilung erfahren haben, sollten sie die Hoffnung nicht aufgeben. Spätestens im Himmel wird alles Leid vorbei sein.

RH: Wenn wir eine Theologie der Heilung haben, brauchen wir auch eine Theologie des Leidens. In meinem Buch «Du bist da in meinem Schmerz» versuche ich, eine solche zu bieten. Ich habe gelernt, dass Gottes Verborgenheit nicht dasselbe ist wie seine Abwesenheit. Gott ist verborgen, aber er ist niemals ein Gott, der nicht da ist. •



Das Gespräch führte **Jaël Schultze**. Sie ist Praktikantin Medien und Kommunikation bei der Schweizerischen Evangelischen Allianz SEA.

Glossar zentraler Begriffe

Ableismus

Ableismus kommt aus dem Englischen (ableism – to be able) und bezeichnet die implizite oder explizite Reduzierung von Menschen auf ihre körperliche, seelische oder geistige Behinderung. Sie ist eine Form der Diskriminierung und führt zu Abwertung, Vorurteilen, Benachteiligungen und Vorbehalten.

Beeinträchtigung

Beeinträchtigung bezieht sich auf die gesundheitlichen (körperlich, seelisch, geistig) Aspekte. Irgendetwas funktioniert nicht wie gewohnt. Beispiele: Ich kann nicht sehen. Ich verstehe komplizierte Sprache nicht. Ich habe Platzangst.

Behinderung

Behinderung bezieht sich auf das Zusammenspiel von Gesundheitsproblemen und ungünstigen Umweltbedingungen. Beispiele: Weil ich Liederfolien nicht lesen kann, kann ich nicht mitsingen. Weil die Predigt kompliziert formuliert ist, verstehe ich sie nicht. Weil die Türen während dem Gottesdienst geschlossen werden, gehe ich nicht hin.

In diesem Magazin wird meist der Begriff Behinderung verwendet, sofern nicht explizit und nur die Beeinträchtigung gemeint ist.

BehiG

Abkürzung für das Bundesgesetz über die Beseitigung von Benachteiligungen von Menschen mit Behinderungen (Behindertengleichstellungsgesetz). Es trat am 1. Januar 2004 in Kraft.

Diversity

Deutsch Diversität, Vielfalt, Verschiedenheit, ist ein soziologisches Konzept zur Unterscheidung und Anerkennung von Gruppen und individuellen Merkmalen.

Empowerment

Deutsch in etwa Ermächtigung oder Befähigung, meint Massnahmen und Strategien zur Steigerung der Autonomie und selbstbestimmten und selbstverantwortlichen Interessenvertretung.

Exklusion

Von Lateinisch «exclusio», bedeutet Ausschluss oder Ausgrenzung und meint in diesem Zusammenhang den Umstand, dass eine Person oder eine Gruppe von der gesellschaftlichen Zugehörigkeit und Teilhabe ausgeschlossen (exkludiert) wird.

Inklusion

Von Lateinisch «inclusio», heisst in etwa Einschliessung oder Einschluss und bedeutet, eine Umgebung zu schaffen, die allen Menschen gleichberechtigte Teilhabe ermöglicht.

Integration

Von Lateinisch «integratio», bedeutet in etwa Erneuerung oder Wiederherstellung und meint Zugehörigkeit, die mit Anpassung der integrierten Person an die Umgebung einhergeht.

Partizipation

Einbezug in Entscheidungsprozesse und die Möglichkeit, auf Ergebnisse direkt oder indirekt Einfluss zu nehmen (Mitbestimmung).

Separation

Von Lateinisch «separatio», bedeutet Absonderung und meint in diesem Zusammenhang den Umstand, dass eine Person oder eine Gruppe vom Rest der Gesellschaft abgesondert (separiert) wird.

Teilhabe

Einbezogen sein in eine Lebenssituation bzw. an ihr Anteil haben, sich beteiligen oder dabei sein.

UN-/UNO-BRK

Abkürzung für das Übereinkommen der Vereinten Nationen (UNO) über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Im internationalen Vertrag werden die unterzeichnenden Staaten dazu verpflichtet, die Menschenrechte von Menschen mit Behinderung zu fördern, schützen und gewährleisten.

Die zweite Meile steht an

Menschen mit Behinderung fordern mit der Inklusions-Initiative die rechtliche und tatsächliche Gleichstellung. Was heisst das? Haben wir das nicht bereits? Und was bedeutet dies für die Kirchen?

In der Schweiz leben gemäss Bundesamt für Statistik 1,8 Millionen Menschen mit Behinderung. Sie wollen diejenigen Möglichkeiten haben, die für Menschen ohne Behinderung selbstverständlich sind: zur Schule gehen, eine Ausbildung machen, einer Erwerbstätigkeit nachgehen, eine Familie gründen und in der eigenen Wohnung leben, wählen und abstimmen, Freiwilligenarbeit leisten, am Kirchenleben teilhaben. All das ist in der Schweiz für Menschen mit Behinderung nicht selbstverständlich. Zwar gibt es Gesetze, die Gleichstellung ermöglichen sollen. Sie gehen aber zu wenig weit, decken nicht alle Lebensbereiche ab oder werden in der Praxis nicht umgesetzt.

Kirchen: Dienstleistungen in öffentlich zugänglichen Bauten

Seit 2004 soll das Behindertengleichstellungsgesetz (BehiG) Benachteiligungen von Menschen mit Behinderungen verhindern, verringern oder beseitigen: Öffentlich zugängliche Bauten und Anlagen – da gehören auch Kirchen dazu – müssen barrierefrei sein, aber nur solche, die nach 2004 neu gebaut oder umfassend erneuert wurden. Dasselbe gilt für Wohngebäude, aber erst ab neun Wohneinheiten, oder für Gebäude mit mehr als 50 Arbeitsplätzen. Wer Dienstleistungen anbietet – auch kirchliche Angebote –, darf Menschen mit Behinderung nicht diskriminieren. Wer es dennoch tut, kann sich mit dem Bezahlen

von 5000 Franken freikaufen. Das BehiG gilt für Arbeitsverhältnisse des Bundes. Für alle anderen Ar-

«Menschen mit Behinderung werden in der Schweiz oft in Parallelstrukturen versorgt und fehlen in der Gesellschaft.»

beitsverhältnisse gilt es nicht. Der öffentliche Verkehr sollte nach einer Umsetzungsfrist von 20 Jahren barrierefrei zugänglich sein. Noch sind es über 500 Bahnhöfe nicht.

Wie sieht es bei der sozialen Sicherheit aus? Wer eine behinderungsbedingte Erwerbseinkünfte von mindestens 40 Prozent hat, hat Anspruch auf eine Rente der Invalidenversicherung (IV) und Ergänzungsleistung. Letztere ist eine Bedarfsleistung und wird bei Heirat häufig gekürzt, weil die Einkommen der Eheleute zusammengezählt werden. Wer keine anerkannte Diagnose oder weniger als 40 Prozent Erwerbseinkünfte hat, erhält keine IV-Rente. Wer Unterstützung im Alltag oder bei der Arbeit braucht, bekommt diese fast nur in oder von Institutionen. Wollen Menschen mit Behinderung mit persönlicher Assistenz in der eigenen Wohnung leben, so ist das nur mit grossem, administrativem Aufwand möglich.



Simone Leuenberger (vorne rechts) mit einem Team von «Glaube und Behinderung» bei der Einreichung der Inklusions-Initiative.

Von Fürsorge zu Grundrechten

In der Schweiz gilt seit 2014 die UN-Behindertenrechtskonvention. Sie formuliert die allgemeinen anerkannten Grundrechte wie Recht auf Leben, Freiheit, Familie usw. für Menschen mit Behinderung. Anders als in anderen europäischen Ländern existiert in der Schweiz aber keine Strategie für die Umsetzung. Menschen mit Behinderung werden hier oft in Parallelstrukturen wie Sonderschulen, Heimen und geschützten Werkstätten versorgt und fehlen in der Gesellschaft.

Damit Menschen mit Behinderung nicht weiter marginalisiert werden und Inklusion gelingt, müssen wir die zweite Meile gehen. Die Inklusions-Initiative weist den Weg. •

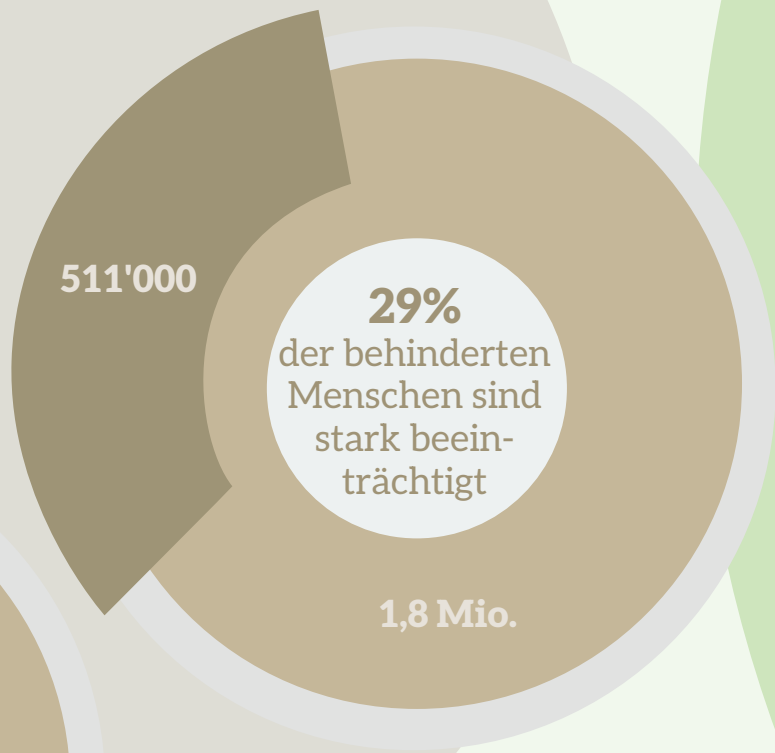


Simone Leuenberger ist Behindertenrechtlerin, Gymnasiallehrerin und EVP-Grossrätin im Kanton Bern. Sie ist im Elektrorollstuhl unterwegs. www.simoneleuenberger.ch

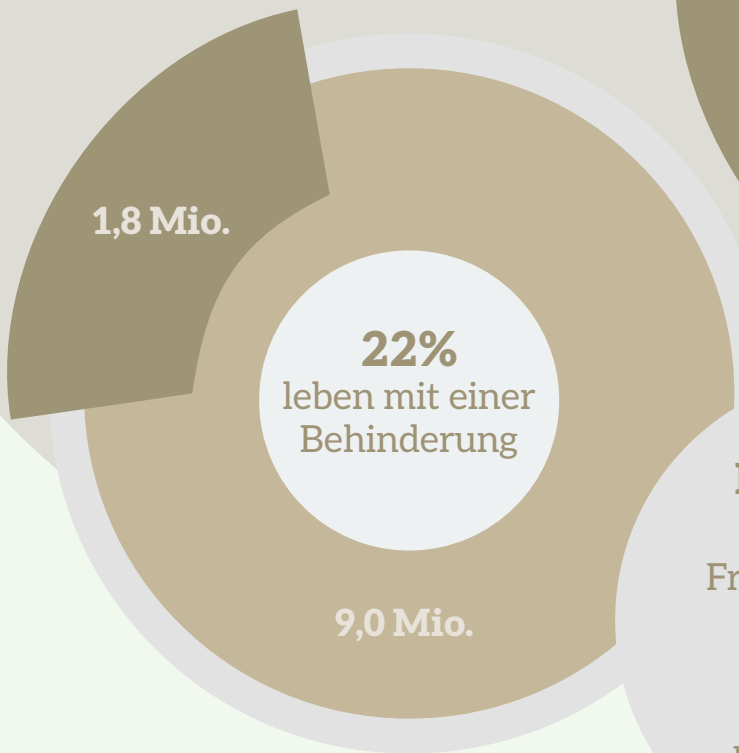
Behinderung in Zahlen



Menschen mit starker Beeinträchtigung (CH)

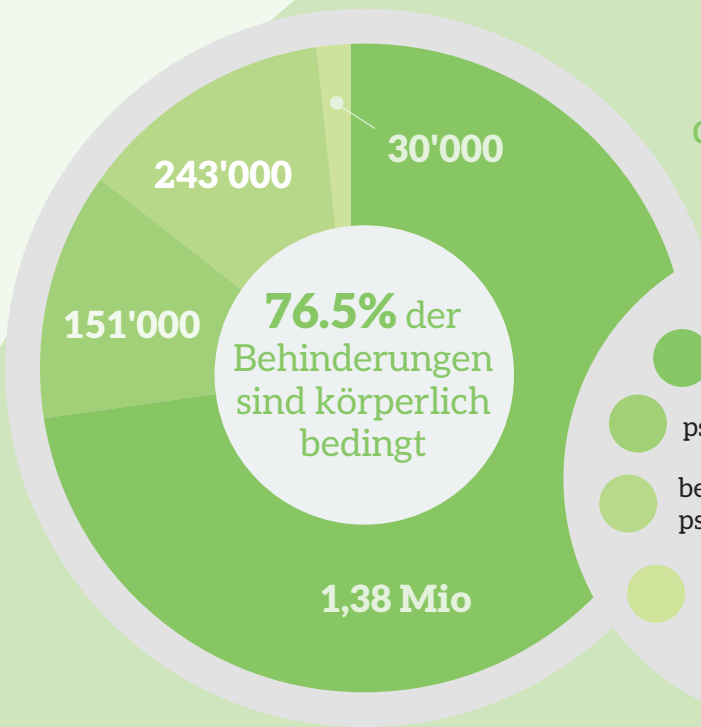


Anteil der Menschen mit Behinderung in der Schweiz



**Mehr Frauen
als Männer**
Frauen (24.9%) sind
stärker von
Behinderungen
betroffen als
Männer (19.1%).

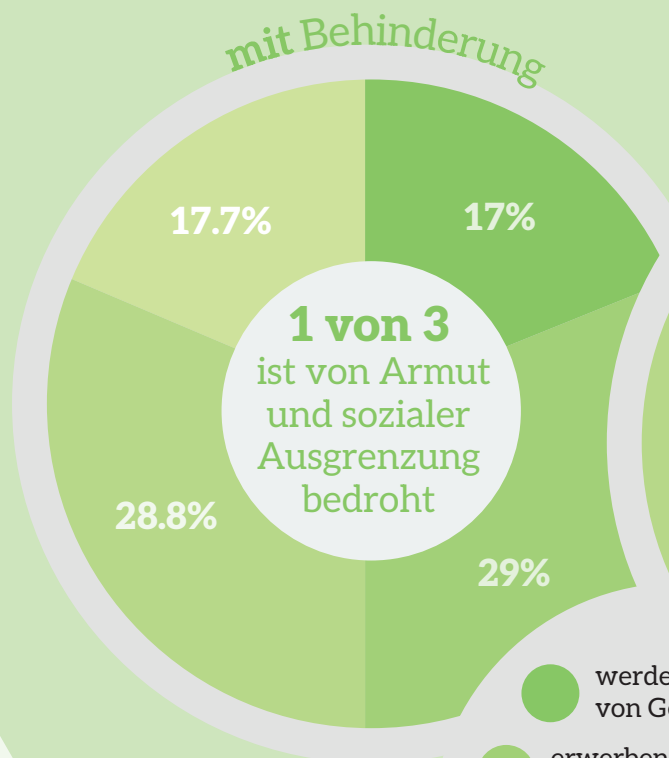
Art der Behinderung (CH)



- körperlich bedingt
- psychisch oder geistig bedingt
- beides (körperlich und psychisch/geistig)
- weder körperlich noch psychisch/geistig



Herausforderungen im Vergleich von Menschen mit und ohne Behinderung (EU-Raum)



- werden Opfer von Gewalt
- erwerben einen höheren Schulabschluss
- sind von Armut oder sozialer Ausgrenzung bedroht
- haben keine Arbeit (zwischen 20 und 26 Jahren)

Quellen:

- Bundesamt für Statistik: www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/wirtschaftliche-soziale-situation-bevoelkerung/gleichstellung-menschen-behinderungen/behinderungen.html
- Rat der EU und Europäischer Rat: www.consilium.europa.eu/de/infographics/disability-eu-facts-figures

Unterwegs zu einer inklusiven Kirche

Dass Inklusion ein Thema der Theologie und Kirche ist, bedeutet nicht, dass Kirchgemeinden automatisch inklusiv sind. Welche Herausforderungen gibt es auf dem Weg zu einer inklusiveren christlichen Gemeinschaft? Wie kann eine Kirche praktisch so gestaltet werden, dass Menschen mit Behinderung und anderen anspruchsvollen Lebensumständen dazugehören und teilhaben können?

Zu Inklusion und inklusiver Kirche wird heute auch in der Schweiz wissenschaftlich geforscht.¹ Inzwischen kennen wir einige Barrieren beziehungsweise Hindernisse, welche die Inklusion und Teilhabe von Menschen mit Behinderungen und anderen Einzelpersonen und Gruppen erschweren und schlimmstenfalls verhindern. Barrieren gilt es zu beseitigen, Hindernisse müssen überwunden werden.

Barrieren und Hindernisse

Zu den offensichtlichsten Hindernissen einer inklusiven Kirche zählen zum Beispiel architektonische oder technische Probleme wie fehlende Rampen bei Gebäudeeingängen oder Höranlagen. Fehlende Rampen sind nicht nur für Menschen im Rollstuhl ein Hindernis, sondern auch für Kinderwagen oder Menschen mit Rollatoren und dergleichen. Auch soziale Barrieren wie zum Beispiel Vorbehalte und Ängste gegenüber Menschen mit scheinbar unkonventionellen Lebensentwürfen hindern Kirchen daran, inklusiver zu werden. Ganz praktisch fordern die erschwerte



oder unmögliche Teilhabe am kirchlichen Alltag und seinen Aktivitäten sowie einseitige theologische Überzeugungen eine inklusivere Gestaltung des kirchlichen Lebens heraus.²

Förderfaktoren und Massnahmen

Umgekehrt fördern eine empathische, einfühlsame Gemeinkultur und Atmosphäre, in der viel Offenheit für die Verschiedenheit lebt, dass eine Kirchgemeinde inklusiver wird. Um das zu erreichen, müssen Kirchen und ihre Mitglieder häufig ihre eigene Haltung und theologischen Überzeugungen überdenken und wo nötig überarbeiten. Mut, Vertrauen, Wille, Bereitschaft, Ausdauer und eine gewisse Flexibilität und Kreativität von allen Beteiligten sind weitere wichtige Faktoren, um die vielfältigen Barrieren zu beseitigen und Hindernisse zu überwinden. Menschen, die von Benachteiligung und Ausgrenzung gefährdet sind, müssen ihre Bedürfnisse auch offen mitteilen. Sie sollten wenn

möglich nicht stillschweigend erwarten, dass alle merken, was sie brauchen, um zum Beispiel am Gottesdienst teilnehmen, diesen aktiv mitgestalten oder sonstige Angebote der Kirche nutzen zu können.³

Es geht bei Inklusion zusammengefasst um ein Miteinander und nicht nur um ein Füreinander. Miteinander zu feiern und Gottesdienste und andere Anlässe möglichst gemeinsam zu gestalten und viele aktiv daran teilhaben zu lassen, lautet das richtungweisende Ziel. Wie sieht diesbezüglich die heutige kirchliche Praxis aus? Dazu lässt sich trotz zahlreicher Erfahrungswerte aufgrund der dürftigen Datenlage wenig Abschliessendes sagen. Kurz: Man bemüht sich, hat aber in der Regel viel Weg vor sich.

Separat statt inklusiv

Traditionellerweise und am längsten bemühen sich Kirchen im Hinblick auf einen stärkeren Einbezug von Menschen mit Behinderung in Gottesdiensten, kirchlicher Unterweisung und Seelsorge. Da und dort werden sogenannte «inklusi-

1 vgl. z.B. die Studie des Sozialwerks der Heilsarmee Schweiz: Dazugehören – Dokumentation einer empirischen Erhebung an ausgewählten Standorten und Korps in der Schweiz. Summary des Schlussberichts, 2018, abrufbar unter: <https://tinyurl.com/yc2c8ayc> (25.9.2024).

2 vgl. Merz, Oliver: Vielfalt in der Kirche? Der schwere Weg der Inklusion von Menschen mit Behinderung im Pfarrberuf. Interdisziplinäre und theologische Studien. Band 1, 2017, LIT, 171, 184-185.

3 vgl. Merz, 2017, 171, 175-178, 186.

«Eine Kirche zu werden, in der sich möglichst viele Menschen beteiligen können, bedeutet, bewusst miteinander unterwegs zu sein.»

ve Gottesdienste» angeboten. Erfahrungsgemäss werden diese häufig von Menschen mit Behinderung besucht und von Personen ohne offensichtliche Schädigungen organisiert und geleitet. Darüber hinaus bemüht man sich, die

kirchliche Bildung auf Menschen mit Behinderung hin auszurichten. Dazu zählen auch die Angebote des heilpädagogischen Religionsunterrichts. Weiter existieren diverse kirchliche Angebote, um Menschen mit unterschiedlichen

Behinderungen angepasste seelsorgerliche Unterstützung zu bieten, zum Beispiel durch Fachstellen und Spezialpfarrer für Behindertenseelsorge. Zudem gibt es inklusive sozial-diakonische Wohn- und Lerngemeinschaften oder inklusive kirchliche Freizeitangebote, zum Beispiel vom Verein Glaube und Behinderung.

Schritt für Schritt zur inklusiveren Gemeinschaft

Um einzelne Personen und Gruppen in Kirchen zu inkludieren oder kirchliche Angebote und die ganze Gemeinde insgesamt inklusiver zu gestalten, können die vier Phasen des Inklusionskonzepts nach Merz dienen. Das Beispiel bezieht sich auf die Anstellung eines neuen Mitarbeitenden mit einer Behinderung.

Phase 1	Phase 2	Phase 3	Phase 4
Ziel / Zielgruppe definieren	Herausforderungen benennen	Überzeugungen überdenken	Massnahmen erarbeiten, umsetzen, überprüfen
Aufgaben Team bilden, Rahmenbedingungen setzen	Aufgaben Barrieren und Hindernisse ausfindig machen, Zielgruppe(n) einbeziehen	Aufgaben Werte reflektieren und überarbeiten, inklusive Kultur etablieren	Aufgaben Aktionsplan erstellen, Evaluation planen und durchführen
Beispiel Beidseitige Ausgangslage und Bedürfnisse erörtern	Beispiel Beidseits zu erwartende Herausforderungen benennen und besprechen	Beispiel In der Kirche vorherrschende Überzeugungen bspw. zu Heilung, Krankheit, Behinderung ansprechen und aufarbeiten	Beispiel Geeignete Massnahmen für die erfolgreiche Inklusion des Mitarbeitenden erarbeiten und umsetzen

Abbildung in Anlehnung an das Inklusionskonzept nach Merz (Version 2023). Das ursprüngliche Konzept findet sich bei Merz, 2017, 175.

Auf der Grundlage der heutigen Erkenntnisse aus Theorie und Praxis lassen sich zudem Schritte ableiten, um Inklusion praktisch umzusetzen. Der folgende 10-Punkte-Plan kann dafür eine Orientierungshilfe sein – anstelle oder in Ergänzung des Inklusionskonzepts. Die Aufzählung ist nicht abschliessend, sie kann nach Gutdünken an die jeweiligen örtlichen Gegebenheiten angepasst und erweitert werden:

1. Betroffenheit schaffen und sensibilisieren, 2. Werte und Überzeugungen gewinnen, 3. Barrieren und Hindernisse entdecken sowie Herausforderungen benennen, 4. Chancen und Förderfaktoren ausloten, 5. Risiken eruieren, 6. Massnahmen erarbeiten und Meilensteine definieren, 7. Die Umsetzung beginnen, 8. Etappen feiern, 9. Strukturiert evaluieren, 10. Am Ideal nicht zerbrechen, verheissungsorientiert leben und Unveränderliches aushalten.

Auffällig ist, dass vor allem separate beziehungsweise separierende Angebote für Menschen mit Behinderung existieren und wenige solche, die bewusst auf eine bessere Teilhabe und Mitgestaltung von Menschen mit Behinderung an kirchlichen Veranstaltungen und Projekten generell abzielen. Genau das wäre aber angesichts der Grundlagen einer inklusiven Kirche vor allem nötig. Eine Kirchengemeinde zu werden, in der sich möglichst viele Menschen beteiligen können, freiwillig und im Rahmen ihrer Möglichkeiten, bedeutet, bewusst miteinander unterwegs zu sein. Dies im Wissen, dass Fehler dazugehören und es fortlaufend dazuzulernen gibt. •



Oliver Merz ist promovierter Theologe, Gründer und Leiter des Instituts Inklusiv (www.institutinklusive.ch) sowie Seelsorger in der Beratungsstelle Sela (www.sela.ch). Zudem wirkt er als Gastdozent, Referent und Autor. Er wohnt mit seiner Familie in Thun. www.oliver-merz.ch.

Die Grenzen der Inklusion – und die Inklusion der Grenzen

Inklusion ist etwas Mitmenschliches und ein Gebot der Nächstenliebe. Sie ist motiviert aus der Liebe Gottes zu allen Menschen. Doch genau hier liegen zugleich die Grenzen der Inklusion: in der Radikalisierung unserer Liebe durch das jesuanische Gebot der Feindesliebe, die uns an unsere Grenzen bringt.

Menschen zu inkludieren, heisst, ihre Würde anzuerkennen. Oder kritisch formuliert, niemanden aufgrund eines äusseren Merkmals wie Geschlecht, Hautfarbe, Alter oder einer körperlichen oder geistigen Beeinträchtigung zu beschämen. Jemanden zu exkludieren, bedeutet umgekehrt, eine Barriere zu errichten und Grenzen zu ziehen, um ihm oder ihr den Zugang zur Gemeinschaft zu verwehren und eine Eingliederung zu verhindern.

Es ist klar: Inklusion ist etwas Mitmenschliches und Exklusion etwas Unmenschliches. Natürlich gilt das immer nur im Fall der Unschuldsumsetzung, also dann, wenn der Abgewiesene nichts Böses im Sinn hat. Einen Verbrecher sperrt man besser weg und einen Terroristen verfolgt man. Allerdings spielt im (christlichen) Strafvollzug der Gedanke der Inklusion dann doch eine Rolle! Denn das Ziel der Strafe ist die Sühne. Wer seine Reue bewiesen hat, wird wieder eingegliedert.

Ein sehr altes Gebot

Das Prinzip zu definieren, ist nicht schwer, es konsequent umzusetzen und durchzusetzen hingegen sehr. Es beginnt damit, wer für Inklusion verantwortlich ist. Eigentlich wäre es klar, dass es Sache der Gemeinschaft bzw. der Gesell-

schaft ist. Sie ist in der Pflicht, Anpassungsleistungen zu erbringen und beispielsweise für barrierefreie Zugänge zu sorgen. Behinderte Menschen haben das Recht, diese Anpassung einzufordern. Es steht ihnen zu. Doch manchmal hört man den Einwand, dass es zu aufwändig sei. Und es gibt zweifellos Fälle, in denen beispielsweise bauliche Massnahmen, die allen den Zugang erlauben würden, zu teuer wären. Auch hier gilt die Unschuldsumsetzung. Dass es zu teuer wird, kann aber auch eine billige Ausrede sein. Unter dem Strich gilt: Nicht alles, was wünschbar ist, ist auch machbar.

Eine zweite Schwierigkeit begegnet uns im Gestus des Gesetzes. Inklusion ist ein Gebot der Nächstenliebe. Man könnte es apodiktisch formulieren: «Du sollst Deinen Nächsten nicht ausgrenzen!» Die Anklänge an die Zehn Gebote sind nicht zu überhören. Tatsächlich sind Inklusionsgebot und Exklusionsverbot sehr alt. Genauso alt ist jedoch auch die Geschichte ihrer Missachtung. So ist es aufschlussreich, dass schon in der Heiligen Schrift negativ formuliert wird. Dort heisst es: «Sagt nichts Böses über einen Tauben, und legt einem Blinden kein Hindernis in den Weg! Begegnet mir, eurem Gott, mit Ehrfurcht, denn ich bin der Herr.» Es geht in dieser kriti-

schen Wendung offensichtlich darum, dass die Starken die Schwäche des körperlich behinderten Menschen nicht ausnutzen. Aber ist das schon Liebe? Inklusion bedeutet doch mehr als Missbrauch zu vermeiden. Sie lässt sich doch nicht auf eine Pflicht reduzieren. Eine Inklusion, die das Gesetz zu Recht fordert, stösst an Grenzen.

Nicht aus Pflicht, sondern Liebe

Tatsächlich würden wir, wenn wir einander nur die Leviten lesen, etwas ganz Wesentliches verpassen – das Evangelium der grenzenlosen Liebe Gottes. Am eindrücklichsten wird die Grenzverschiebung beim Gebot der Feindesliebe.

«Die totale Inklusion ist eine totale Illusion.»

In der Bergpredigt strapaziert Jesus das Gebot der Liebe bis zur Schmerzgrenze. Wenn es heisst, wir sollen den Feind lieben, ist allerdings nicht von einer Pflicht die Rede. Es geht darum, im anderen auch dann den möglichen Bruder zu sehen, wenn er sich unmöglich verhält. Die Pointe ist, dass Gott uns so sieht. Nicht als hoffnungslose Fälle, die er behandeln muss, und auch nicht als Rebellen, die er brechen will, sondern als seine geliebten Kinder, Söhne und Töchter, Erben seines Reiches. Wer erkennt, wie gross die göttliche Liebe ist, hat es nicht nötig, andere klein zu machen.

Wenn eine Gemeinschaft sich öffnet, um Menschen einzulassen, die dazugehören wollen, macht sie es aus Liebe. Und diese Liebe sieht in diesen Menschen Geschwister und Freunde, die ihre Begabungen mitbringen. Denn aus der Freund-



© istockphoto

schaft fliesst die Freude, die eine Gemeinschaft warm und wohnlich macht. Freundschaft ohne Inklusion grenzt aus, Inklusion ohne Freundschaft stösst schnell an Grenzen. Sie strapaziert die Nerven und nicht nur das Portemonnaie.

Liebe, die uns an Grenzen bringt

Wer jetzt denkt, dass Menschen mit Behinderung doch nicht mit Feinden verglichen werden sollen, denkt richtig. Das gilt für alle Mitmenschen, die mit einem Exklusionsrisiko leben. Wir sollen Kinder nicht mit Demenzzkranken, ehemalige Sträflinge nicht mit Arbeitslosen, Migrantinnen nicht mit Gehbehinderten vergleichen. Vergleiche führen schnell zu Verwechslungen und falschen Annahmen.

Das ist exakt die Pointe der jesuanischen Feindesliebe! Sie lädt uns ein, auf die grenzenlose Liebe Gottes zu vertrauen, und bewirkt zugleich eine Radikalisierung unserer Liebe, die uns an unsere Grenzen bringt. Wir müssen innehalten und uns fragen, wo und wann das Prinzip der Inklusion an Grenzen stösst, weil wir an unsere Grenzen stossen: Weil wir verschiedene Bedürfnisse berücksichtigen

müssen und es nie allen recht machen können. Weil wir auch auf eigene Bedürfnisse Rücksicht nehmen müssen und niemandem einen Gefallen tun, wenn wir uns mit Gott verwechseln. Ja, das kann eine billige Ausrede sein, die viel zu schnell kommt! Aber wenn wir uns einreden, dass wir in absolut offenen Gemeinschaften leben, sind wir nicht ganz dicht.

Es geht nicht ohne Kompromisse

Auf die Grenzen der Inklusion zu achten, ist darum auch ein Gebot der Liebe. Oder anders gesagt: Wir müssen als Gemeinschaft immer um Kompromisse ringen. Zum Beispiel, wenn wir aus Rücksicht auf die Lärmempfindlichen nicht überall Kinder dabei haben. Oder wenn einer Gruppe ein Privileg gewährt wird, das einer anderen nicht zugestanden werden kann. Oder wenn bei einem interkulturellen Gottesdienst nicht alles auf Deutsch übersetzt wird. Oder wenn... Es gäbe tausende Beispiele. Unser Gemeinschaftsleben gleicht einem Hindernisparcours und die totale Inklusion ist eine totale Illusion! Je vielfältiger die Gemeinschaft ist, desto anspruchsvoller wird der Gemeindeaufbau. Darum sind weise Entscheidungen

gen gefragt, welche die Gemeinde aufbauen, Freundschaften vertiefen und das Miteinander der Verschiedenen zum Segen werden lassen. •

«Wenn wir uns einreden, dass wir in absolut offenen Gemeinschaften leben, sind wir nicht ganz dicht.»



Ralph Kunz lehrt an der Universität Zürich Praktische Theologie mit den Schwerpunkten Seelsorge, Gottesdienst und Gemeindeaufbau. Er wohnt mit seiner Familie in Winterthur-Veltheim. Das Thema «Inklusion» beschäftigt ihn auch in seiner Forschung.

Das Loch im Dach oder Wege zu Jesus

«Ich will heute in die Kirche, es ist Sonntag!». So hat es Babs im Heim für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen immer wieder gesagt. Damals war ich überrascht, wie viel es einigen unserer Bewohnerinnen und Bewohnern bedeutete, mit anderen Menschen einen Gottesdienst ausserhalb ihres Hauses zu feiern.

«Warum möchtest du denn in den Gottesdienst», fragte ich Babs. «Das ist so schön, die Lieder, das Beten, einfach mit anderen bei Jesus zu sein.» So wie Babs haben auch noch Frank, Sam und Linda gesprochen. Und weil diese vier jungen Erwachsenen nicht lockerliessen, ging ich mit ihnen in den Gottesdienst.

Anders als in der biblischen Geschichte in Markus 2,1-12 (vgl. Abbildung) war das Gotteshaus nicht überfüllt und es gab reichlich Platz für uns. Als die Gemeinde in das erste Lied einstimmte, waren

Babs und Frank so begeistert, dass sie aufstanden und tanzten. Linda hingegen blieb ruhig sitzen, lauschte und klatschte dann laut, als das Lied fertig war. Sam machte die Augen zu und faltete die Hände. Für mich war es ein langer Gottesdienst, denn ich war mir nicht sicher, ob wir wirklich willkommen waren.

Wie der Gelähmte aus Markus 2

Auch wenn wir heute in einer anderen Zeit und in anderen Strukturen leben, bringen immer wieder Menschen zum Ausdruck: «Ich fühle mich wie dieser Gelähmte, ich komme nicht an Jesus heran.» Vielleicht weil sie «anders» sind, weil sie eine Behinderung haben, weil sie die Sprache und die Tradition nicht verstehen. Sie nehmen wahr, dass es Begeisterte gibt, die Jesus nachfolgen, aber selbst fühlen sie sich unsicher, wie sie dazugehören oder wie sie Jesus finden können.

In Markus 2 war nicht nur im Haus, sondern auch vor der Türe kein Durchkommen. Was bedeutet es, wenn ein Mensch, der Hilfe von anderen braucht, die Nähe Jesu sucht? Die Geschichte gibt ein ermutigendes Beispiel und sagt: Allein geht es nicht, aber in Gemeinschaft und mit einem klaren Ziel vor Augen verändert sich etwas. Die vier Begleitpersonen werden oft als Freunde bezeichnet, der griechische Text lässt es offen. Diese vier Personen verbindet ihr Engagement für den Kranken und dessen grosser Wunsch, bei Jesus zu sein. Eine starke Person hätte es nicht geschafft, den Kranken allein einen weiten Weg zu tragen oder gar auf das Dach zu steigen und es teilweise abzutragen. Die fünf Menschen hingegen sind in ihrer unterschiedlichen Art ge-

meinsam ungewöhnliche Wege gegangen.

Doch die Erzählung endet nicht mit dem, was in menschlicher Macht oder in unserer kleinen Kraft steht. Sie geht weiter. Es passiert etwas zwischen dem Gelähmten und Jesus. Denn Jesus Christus selbst vergibt die Sünden und heilt. Aus dem, der getragen wurde, wird durch Jesu Kraft und Eingreifen ein Mensch, der selbst zupackt und tragen kann.

Nicht Behinderter, sondern Mutmacher

Mir kommt Leo in den Sinn. Er sitzt mit seinem Rollstuhl Sonntag für Sonntag mit einer anderen Rollstuhlfahrerin im Gottesdienst. Leo erzählt von vielen Wundern in seinem Leben und wie er das Leben meistert. Dabei nennt er seine Begleiter, Assistenzpersonen und Freunde. Doch was er am meisten betont, ist dieses Vertrauen zu Jesus, das ihn trägt und ihm ermöglicht, sich selbst nicht als minderwertig oder nur «behindert» anzusehen. Jesus lehrt ihn, dass er als Rollstuhlfahrer anderen Mut machen kann und so manches «Loch in Dächern» gräbt, damit Menschen Jesu Nähe finden und ermutigt ihre Wege weitergehen. •



Dr. Martina Holder-Franz ist Pfarrerin in Riehen BS, Dozentin für Palliative Care, Autorin und Cicely Saunders-Spezialistin. Sie ist verheiratet mit Pfr. Dr. Dan Holder, die beiden haben vier Kinder.

Wie steht es um die Barrierefreiheit von Kirchen?

Was braucht es, damit eine Kirche wirklich barrierefrei ist? Diese Frage stellte sich Jacoba Denker im Rahmen ihrer Masterarbeit «Barrierefreiheit und Kirche». Ihre quantitative Analyse zur Barrierefreiheit von Kirchen in der Stadt Winterthur zeigt, in welchen Bereichen ein besonders grosser Handlungsbedarf besteht.

«Ich habe mir vorher nie Gedanken gemacht, wie es in der Kirche aussieht», erzählt Jacoba Denker. Ihr Interesse für barrierefreie Kommunikation entstand während des Studiums in Angewandter Linguistik. Da sie in der Kirche aufgewachsen ist, entschied sie sich, ihre Masterarbeit der Frage zu widmen, welche Massnahmen Kirchen umsetzen, um für Menschen mit einer Behinderung zugänglich zu sein.

Grosse Lücken im sprachlichen Bereich

Praktisch alle untersuchten Kirchen gaben an, rollstuhlgerecht zu sein. «Ich bin mir allerdings unsicher, ob das die Realität widerspiegelt», bemerkt Jacoba Denker. Es sei nämlich nicht nur eine Frage der Rampen, sondern beispielsweise auch der Türbreiten und der Bewegungsfreiheit im Inneren. Sie vermutet, dass in einigen Kirchen dieses Wissen noch zu wenig vorhanden ist.

Dennoch scheint im baulichen Bereich das Bewusstsein für die verschiedenen Bedürfnisse stärker als im sprachlichen Bereich, dort gebe es noch grosse Lücken: «Leichte Sprache oder Gebärdensprache werden kaum angeboten», so die Sprachwissenschaftlerin.

Auch im digitalen Bereich sieht sie Nachholbedarf. Viele Webseiten von Kirchen seien noch nicht barrierefrei. Hier könnten einfache

Massnahmen wie ausreichende Kontraste, eine gut lesbare Schriftart und eine leicht verständliche Sprache helfen, die Zugänglichkeit zu verbessern.

Hindernisse für Barrierefreiheit

In ihrer Untersuchung fragte Jacoba Denker auch, welche Hindernisse die Kirchen an der Umsetzung weiterer Massnahmen hindern. «Der Denkmalschutz und bauliche Einschränkungen sind oft ein grosses Problem», sagt sie.

«Die Kirche hat die Möglichkeit, der Gesellschaft vorzuleben, wie eine inklusive Gemeinschaft aussehen kann.»

Hinzu kommen finanzielle Engpässe oder der Mangel an Personal und Wissen. Laut einigen Kirchen fehlt auch ein klares Bedürfnis, da keine Menschen mit einer Behinderung in der Gemeinde sichtbar seien. Die Studienabsolventin fragt sich allerdings, ob die Abwesenheit von Menschen mit einer Behinderung der Grund oder nicht eher die Konsequenz ist.

Es wäre aus Sicht von Jacoba Denker ein starkes Zeichen, wenn die Kirche schon im Vorfeld Barrieren abbauen würde, anstatt erst zu reagieren, wenn eine konkrete Nach-

frage oder Druck aus der Politik besteht. Die Kirche habe die Möglichkeit, der Gesellschaft vorzuleben, wie eine inklusive Gemeinschaft aussehen kann.

Empfehlungen und Lösungsansätze

Eine der Haupteigenschaften der Arbeit ist, dass Barrierefreiheit nicht immer einfach messbar ist. «Man kann schauen, ob es eine Rampe gibt oder in Gebärdensprache gedolmetscht wird», sagt sie. Doch wie offen eine Kirche wirklich für Menschen mit einer Behinderung ist, lässt sich schwer erfassen.

Bei der Frage, welche Massnahmen priorisiert werden sollten, plädiert die Autorin für eine individuelle Betrachtung. «Jede Kirche muss schauen, welche Ressourcen vorhanden sind und was am dringendsten ist», erklärt sie. Besonders wichtig sei es, das Bewusstsein für die Bedürfnisse anderer zu schärfen.

Zum Schluss weist Jacoba Denker darauf hin, dass es Anlaufstellen gibt, die den Kirchen helfen können, Barrieren abzubauen: beispielsweise die Behindertenseelsorge Zürich und die SEA-Arbeitsgemeinschaft «Glaube und Behinderung». •



Lydia Germann war bis im Sommer 2024 Praktikantin Medien und Kommunikation bei der Schweizerischen Evangelischen Allianz SEA.

Im Gespräch mit Betroffenen Wege finden

Auf politischer Ebene läuft eine Teilrevision des Behindertengleichstellungsgesetzes (BehiG), um Menschen mit Behinderungen besser vor Diskriminierungen zu schützen. Der Dachverband Freikirchen.ch und der Verein «Glaube und Behinderung» haben sich in der Vernehmlassung dazu geäußert. Anlass genug, um mit zwei Vertretern – Peter Schneeberger und Markus Zuberbühler – über gesetzliche Vorgaben und ihre Zumutbarkeit für Kirchen, aber auch über Haltungsfragen zu sprechen.

Markus Zuberbühler, für «Glaube und Behinderung» ist es ein Kernanliegen, dass Menschen mit Behinderungen selbstverständlich Teil der Kirchen sein können. Was ist in dieser Hinsicht der Auftrag der Kirche – und warum?

Jesus war sehr inklusiv gegenüber allen Randgruppen und die biblischen Geschichten nehmen immer Menschen vom Rand ins Zentrum. Darin sehe ich den Auftrag der Kirche begründet, dass alle dazugehören dürfen.

Peter Schneeberger, welche Bedeutung hat das Thema für die Freikirchen in der Schweiz – und warum?

Auch für mich ist der Auftrag im Evangelium definiert, konkret in Römer 15,7: «Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat.» Das ist die theologische Grundlage, dass wir als Kirche alle Menschen annehmen – unabhängig von ihrem Hintergrund, ihren Schwächen oder auch ihrer Behinderung. In einer auf Selbstoptimierung ausgelegten Gesellschaft soll die Kirche erst recht ein Ort sein, wo Menschen auch schwach sein dürfen.

Als wie inklusiv nehmen Sie die Kirchen in der Schweiz wahr?

MZ: Im Vergleich zu anderen Personengruppen wie Ausländer oder Familien sehe ich einen grossen Nachholbedarf, damit Kirchen auch für Menschen mit einer Behinderung einladend sind. Wo eine Betroffenheit da ist, wird viel getan. Aber es gibt noch zu viele Menschen, die keine Möglichkeit haben, einen Gottesdienst zu besuchen.

PS: Ich teile die Erfahrung: Wenn keine Betroffenheit im Umfeld da ist, ist es schwierig, Kirchen dafür

Peter Schneeberger ist Präsident des Dachverbands Freikirchen.ch, Theologe und Dozent am Theologischen Seminar St. Chrischona und in den Freien Evangelischen Gemeinden Schweiz. Freikirchen.ch vertritt 20 freikirchliche Bewegungen aus der Deutschschweiz, zu denen über 750 örtliche Kirchen mit ihren diakonischen Werken gehören.

zu sensibilisieren. Aber sie haben Möglichkeiten und die sollen sie umsetzen. Dabei gilt es abzuwägen zwischen dem Machbaren und dem, was die Möglichkeiten einer Freikirche sprengt.

MZ: Es geht nicht einseitig darum, Forderungen an die Kirchen zu stellen, sondern dass auch die Betroffenen ihren Beitrag leisten. Inklusion ist eine gegenseitige Sache und es gilt, miteinander ins Gespräch zu kommen und gemeinsam einen Weg zu finden.

Was sind Massnahmen mit grossem Nutzen, die mit wenig Aufwand umsetzbar sind?

PS: Beispiele sind eine grosse und gut lesbare Schrift auf Bildschirmen, ein barrierefreier Zugang zum Gottesdienstsaal und den Toiletten, mit Hörgeräten kompatible Soundanlagen. Wenn ein kirchlicher Angestellter beispielsweise Rollstuhlfahrer ist, kann eine einfache Massnahme auch sein, Sitzungen vermehrt per Videokonferenz oder bei dieser Person zuhause abzuhalten.

MZ: Wichtiger als Anpassungen der Infrastruktur scheint mir die Einstellung gegenüber Menschen mit Behinderung. Da erleben wir immer wieder auch theologisch fragwürdige Dinge, beispielsweise wenn am PraiseCamp ein Teilnehmer im Rollstuhl ungefragt «bebetet» wird. Statt als Objekt für eine mögliche Wunderheilung wollen Menschen mit einer Behinderung



Markus Zuberbühler ist Geschäftsleiter des Vereins «Glaube und Behinderung» (GUB) und setzt sich daneben auch für inklusive christliche Schulen ein. Für Kirchen bietet GUB Unterstützung und Beratung an, wie sie für Menschen mit einer Behinderung einladender werden können. Kontakt für Interessierte: markus.zuberbuehler@gub.ch.

als Mensch wahrgenommen werden. Für viele ist ihre Behinderung nicht primär ein Leiden, sondern eine Lebensart. Gefragt ist ein Sichtwechsel hin zu den Stärken und dem Potenzial dieser Menschen.

PS: Ich finde solche «Gebetsüberfälle» auch übergreifend. Ich glaube aber, dass wir heute eine gesündere Haltung zu Heilung und Umgang mit Leiden haben als vor zehn Jahren. Ich erlebe in vielen Gemeinden diese menschenfreundliche Haltung, dass Menschen mit einer Behinderung als vollumfängliche, ganze Nachfolger von Jesus gesehen werden. Diese Sicht müssen wir noch verstärken.

Wie kann das gelingen?

PS: Als Theologin argumentiere ich primär theologisch: Jeder Mensch ist Gottes Ebenbild, gleichzeitig tragen wir Züge der gebrochenen Schöpfung. Mit dieser Spannung müssen wir umgehen, ob wir eine Behinderung haben oder nicht. Gott ist aber in sich inklusiv, kann er doch drei Personen in einer sein. Schliesslich betont das Evangelium, dass es zwar Unterschiede gibt, so auch unterschiedliche Lebenssituationen, was uns aber nicht daran hindern soll, uns als eins zu sehen in Christus.

MZ: Ich behaupte, dass alle in ihrem Umfeld Menschen haben, die mit einer Behinderung leben. Die Frage ist, ob man ein Auge für sie hat. In diesem Sinn wäre ein erster Schritt, als Gemeinde den Kontakt zu Menschen mit Behinderung zu suchen, die noch nicht da sind, und sie aktiv einzuladen.

Die aktuelle Teilrevision des BehiG fordert von Anbietern

öffentlicher Dienstleistungen angemessene und für sie zumutbare Vorkehrungen gegen Benachteiligungen von Menschen mit einer Behinderung. Was bedeutet das für die Kirchen?

PS: Klar ist, dass die Gesetzesrevision die Kirchen als Arbeitgeber in die Pflicht nimmt. Wir teilen das Anliegen, dass auch Kirchen Menschen mit einer Behinderung anstellen und barrierefreien Zugang zu Arbeitsplätzen gewährleisten. Demgegenüber ist nicht geregelt, ob ein Gottesdienst als Dienstleistung gilt. Deshalb sind die Kirchen aus unserer Sicht von dieser Forderung nicht betroffen. Zudem halten wir für falsch, dass die Nichtumsetzung mit Sanktionen belegt wird. Denn es würden Massnahmen nötig, die für Freikirchen schlicht nicht umsetzbar wären. Bauliche Massnahmen beispielsweise würden viele kleine Gemeinden überfordern.

MZ: Unserer Ansicht nach gelten Gottesdienste als öffentlich zugängliche kulturelle Dienstleistungen und werden somit vom Gesetz erfasst, auch wenn Kirchen nicht explizit erwähnt werden. Es erstaunt uns, dass sich die Freikirchen da nicht angesprochen fühlen, haben sie doch den Anspruch, alle Menschen zu erreichen. Das Gesetz verlangt zudem nur zumutbare Massnahmen.

Was ist denn für eine Kirche zumutbar?

PS: Für Kirchen ist es zumutbar, die Teilhabe an Gottesdiensten für Menschen mit Behinderung ohne Einschränkung zu ermöglichen. Inwiefern das auch für weitere kirchliche Angebote möglich ist, muss im Einzelfall angeschaut werden.



MZ: Es gibt viele kleine Dinge, die mit 20 Prozent Aufwand 80 Prozent Nutzen erzielen, beispielsweise gut lesbare Beschriftungen. Aber letztlich ist es wieder eine Frage der Haltung: Brauchen wir ein Gesetz und Vorschriften oder tragen wir unseren Teil dazu bei, dass alle dazugehören können, weil es unser Kernanliegen ist? •



Das Gespräch führte **Daniela Baumann**. Sie ist Kommunikationsbeauftragte der Schweizerischen Evangelischen Allianz SEA.

Behinderungen «abzubauen», fängt in den Köpfen an

Weiss ich, wie man sich zu verhalten hat, wenn es um Menschen mit einer Behinderung geht? Der Autor dieses Beitrags beantwortet die Frage selbst mit nein. Und doch hat Alexander Preiss aus seiner jahrelangen Erfahrung in der Begleitung von Menschen mit einer Behinderung bei den Sozialbetrieben Christuszentrum einiges zu sagen. Es beginne damit, Zurückhaltung zu lernen und anzuerkennen, nicht Bescheid zu wissen.

Vor Kurzem habe ich an einer Veranstaltung das Mikrofon zur Hand genommen und eine Person zu-

ich Stellung bezogen hätte. Wildfremde Menschen bedankten sich bei mir. Weiss ich also, wie man sich zu verhalten hat, wenn es um Menschen mit einer Behinderung geht? Bin ich ein Experte für eine angemessene Kommunikation mit ihnen? Die Antwort lautet: Nein! Nur wenige Tage danach rutschte mir – mal wieder – ein «Wahnsinn» heraus, als ich die «Ordnung» im Zimmer unseres ältesten Sohnes kommentierte. Gerade mir, der ich mit Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen zusammenarbeite, sollte dieses Wort nicht so unbedacht und trivialisierend über die Lippen kommen.

«Wenn Sie unsicher sind, ob jemand Hilfe braucht, sollten Sie Ihre Verunsicherung auch klar benennen.»

rechtgewiesen, die den Begriff «geschützte Werkstätten» in einem diskreditierenden Zusammenhang verwendet hat. In der Pause ging das Schulterklopfen los. Es sei wichtig gewesen, dass

Wie können wir mit Menschen mit einer Behinderung angemessen umgehen? Mit ihnen zielführend kommunizieren? Ihnen unbefangenen begegnen? Es mag überraschen: Es fängt damit an, dass wir

nicht (mehr) davon ausgehen, darüber Bescheid zu wissen. Diese Zurückhaltung habe ich in der Begleitung dieser Menschen über Jahre hinweg lernen dürfen. Ich bin und bleibe da ein Lernender. Und meine Lehrpersonen, die eigentlichen Experten, das sind und bleiben diese Menschen.

Ein gewöhnliches Leben

Versetzen Sie sich in eine Person, die im Rollstuhl unterwegs ist und zu einem Vorstellungsgespräch begleitet wird. Worum sollte es dabei gehen? Ganz klar: um die Arbeitsstelle und das berufliche Know-how dieser Person. Wenn aber ihre Begleitperson unvermittelt Themen wie Toilettengänge anspricht, die dieses Gespräch zu dominieren beginnen, ist das alles andere als angemessen in einem solchen Setting. Für die betroffene Person kann das regelrecht entwürdigend sein!

Der eigentliche Kontext ist ausschlaggebend. «Ich will mit dir einen Kaffee trinken und quatschen.» Gut, dann ist gerade Kaffeetrinken und eine Unterhaltung angesagt. Geht es um die Arbeit, dann soll es um die Arbeit gehen – und dabei

bleiben. Je unspektakulärer diese alltäglichen Dinge ablaufen, ganz ohne Nebengeräusche, desto besser. Mit anderen Worten: den Kontext beachten – die Kirche im Dorf lassen. Menschen werden auf vermeintliche Einschränkungen reduziert, wenn eine permanente Fokussierung ihrer Beeinträchtigungen erfolgt. Das war auch beim erwähnten Vorstellungsgespräch passiert. Zuerst auf die Interessen, Fähigkeiten und Ressourcen dieser Menschen einzugehen, sollte sich zu einer Selbstverständlichkeit entwickeln, zur Regel werden. Und der Fokus auf ihre Behinderung die Ausnahme bilden.

Bei alledem geht es um Normalisierung, also um das Führen eines ganz normalen, im besten Sinne gewöhnlichen Lebens. Denken Sie dabei an sich selbst: Wären Sie erfreut, wenn andere Menschen – selbst in bester Absicht – «einfach» davon ausgingen, dass Sie hilfsbedürftig sind?

«Ich bin nicht behindert, ich werde behindert!» Vermutlich haben Sie diesen Slogan schon einmal gehört. Es handelt sich um einen Paradigmenwechsel. Behinderungen «abzubauen», fängt in den Köpfen an. Dies zeigt sich durch ein verändertes Reden und Handeln, das zu Begegnungen auf Augenhöhe führt, die ihren Namen – wirklich – verdienen.

Sensible Wortwahl

Das führt zum zweiten Aspekt: zur Sprache. Wenn Sie zum Beispiel einem Menschen am Bahnhof begegnen, der einen Langstock mit sich führt, und nicht sicher sind, ob er Unterstützung braucht, dann ist es entscheidend, was Sie sagen und wie Sie das tun. Drei Optionen für diese Situation:

- «Warten Sie. Ich helfe Ihnen!»
- «Wie kann ich Ihnen helfen?»
- «Brauchen Sie Hilfe?»

Was wäre angemessen? Die erste Aussage suggeriert, es mit einer Person zu tun zu haben, die hilfsbedürftig ist. Aber ist das überhaupt korrekt? Wer oder was sagt das? Es gibt Menschen, die Machertypen sind. Die anpacken und helfen wollen. Doch das ist hier nicht zielführend. Es kann verletzen und im schlimmsten Fall sogar als übergriffig wahrgenommen werden, einem unbekanntem Menschen ungefragt unter die Arme zu greifen. Auch bei der zweiten Aussage schwingt ein gewisses Angewiesensein auf Hilfe mit, das ohne verlässliche Informationen vorausgesetzt wird. Diese so simple Frage, ob jemand möglicherweise Hilfe brauchen könnte, geht zumindest sensibler mit dieser Thematik um.

Wenn Sie unsicher sind, ob ein Mensch mit einer Behinderung Hilfe braucht oder nicht, sollten Sie Ihre Verunsicherung auch klar benennen. Beispielsweise so: «Ich bin mir gerade unsicher, ob ich Ihnen meine Hilfe anbieten sollte.» Bei einer solchen Aussage bleiben Sie weitestgehend bei sich selbst. Sie sind unsicher. Sie sprechen von Ihrer Hilfe und einem allfälligen Angebot Ihrerseits. Die Person, der Sie das mitteilen, ist insofern noch gar nicht direkt involviert. Und das ist auch gut so. Denn auf diese Weise signalisieren Sie, dass Sie in Ihrer Wortwahl sensibel sind, indem Sie möglichst ohne Unterstellungen zu kommunizieren versuchen.

Vom Meister lernen

Apropos Paradigmenwechsel: Wie kommen wir überhaupt darauf, dass ein Mensch mit Langstock behindert ist? Die Worte Jesu bieten besten Anschauungsunterricht für eine angemessene Kommunikation, auch hinsichtlich des vorliegenden Themas. «Was willst du, dass ich dir tue?»¹ Das fragte Jesus

¹ Mk 10,51.

«Jesus handelte und heilte nicht einfach ungefragt.»

einen blinden Menschen, der um Erbarmen und Hilfe flehte. Lassen Sie sich diese Frage von Jesus für einen Moment bewusst auf der Zunge zergehen und denken Sie dabei an jenen blinden Menschen in seiner Not. Erkennen Sie, was Jesus getan hat? Beziehungsweise, was er nicht getan hat? Die erstaunliche Antwort ist: Er handelte und heilte nicht einfach ungefragt.²

Nicht ungefragt zu handeln und zu helfen – das wäre ein verheißungsvoller Anfang für die Begegnung mit einem jeden Menschen. •

² Mehr zu diesem Vers und hilfreichen Worten von Jesus für die eigene Kommunikation: Preiss, Alexander: Sag's wie Jesus. 20 Schlüsselsätze, die Ihre Kommunikation nachhaltig verändern. Francke Verlag, 2024.



Alexander Preiss leitet den Bereich Integration und Sozialdienst der Sozialbetriebe Christuszentrum und ist Mitglied der Geschäftsleitung. Er ist auch als Coach und Autor tätig. Mit seiner Frau und den vier Kindern lebt er in Zürich.

«Es gibt keine falschen Fragen»

Kein Sonderstatus – transparente gegenseitige Kommunikation – sich mehr einbringen können: Mit diesen und anderen Aussagen beschreiben vier Personen mit einer Behinderung, wann und warum sie sich als Teil der Gemeinschaft erleben. Sie berichten aus ihrer persönlichen Sicht und Erfahrung, was sie sich in Begegnungen im Alltag und in der Kirche wünschen, was sie brauchen – und was nicht.



Ronny Häberli wohnt in Winterthur und ist als Kursleiter im Bereich Bildung & Sensibilisierung tätig.



Lynn Richner arbeitet in der Kinderbetreuung und Bürologistik und ist seit Kind Mitglied einer familiären Freikirche.

Fragen stellen statt Annahmen treffen

Ich lebe seit Geburt mit einer Cerebralparese und bin daher mehrheitlich mit dem Rollstuhl unterwegs. Für mich bedeutet Teilhabe, wenn ich in einer Gruppe keinen «Sonderstatus» erfahre. Das heisst, dass es primär nicht wichtig ist, dass ich im Rollstuhl sitze, und es nicht direkt zu Beginn heisst: «Oh, das geht nicht.» Stattdessen liegt der Fokus darauf, zusammen etwas zu erleben oder zu erarbeiten. Dabei wird es selbstverständlich Dinge geben, die aufgrund der Behinderung etwas angepasst werden müssen. Doch wenn es einfach dazu gehört, das gewisse Punkte berücksichtigt werden, fühle ich mich inkludiert.

Mitleid zu haben, ist falsch. Besser ist, proaktiv auf Menschen mit Behinderungen zuzugehen und zu fragen, ob sie Unterstützung benötigen. Wenn ich zum Beispiel vor dem Eingang meiner Kirche stehe, bin ich dankbar, wenn mir jemand die etwas steile Rampe ins Foyer hoch hilft. Im Gottesdienst und auch im Kirchencafé bin ich gerne unter den Leuten, daher finde ich es super, wenn im Saal bei einer Stuhlreihe ein Stuhl rausgenommen wird und ich mit dem Rollstuhl dorthin fahren kann. Ebenfalls ist es sehr willkommen, wenn es im anschliessenden Café auch tiefe Tische hat.

Treffen wir keine Annahmen, ohne zu fragen. Es gibt meiner Meinung nach keine falschen Fragen. Wenn immer wieder gegenseitig kommuniziert wird, was die Bedürfnisse sind und diese auch ernst genommen werden, gehen wir auf einem richtigen Weg.

Menschen so akzeptieren, wie sie sind

Ich bin von Geburt an mit meiner Familie Teil einer kleinen Freikirche in der Region Winterthur. Ich war von Anfang an dabei, auch im Kinderprogramm. Als Kind war ich aufgrund meiner Spina Bifida (angeborene Fehlbildung der Wirbelsäule und des Rückenmarks) und den damit verbundenen Operationen viel im Rollstuhl unterwegs. So kam es öfter vor, dass ich wegen fehlendem Lift die Treppen auf dem Hosenboden hoch- und hinuntergerutscht bin. Bei Ausflügen nahm man Rücksicht auf mich und nahm mich mit, wo immer es ging. Heute helfe ich in der Gemeinde im Lobpreisteam und auch in der Kinderbetreuung mit. In meiner Gemeinde nimmt man mich, wie ich bin, und ich erhalte wo nötig Unterstützung.

Wenn ich jedoch in christlichen Kreisen unterwegs bin, wo man mich nicht kennt, zum Beispiel an einem PraiseCamp, werde ich immer wieder angesprochen und gefragt, ob man für mich bzw. für Heilung beten darf. Das nervt mich und ich reagiere unterschiedlich. Wenn ich nein sage, wird nicht selten nachgehakt: «Glaubst du denn nicht, dass Gott heilen kann?» Ich frage mich dann jeweils, ob es um Gott geht, der heilen kann, oder um die Person, die mit mir beten will. Ich möchte einfach, dass man mich so akzeptiert, wie ich bin. Man kann keine vertrauensvolle Beziehung aufbauen, wenn man den andern nicht akzeptiert, wie er ist.



Mathias Wüthrich ist Pastor in einer Freikirche, Coach, verheiratet und Vater von zwei Kindern.

Heilung nicht auf Wunder begrenzen

In jungen Jahren war ich sportlich und mit Menschen unterwegs. Mit 26 Jahren eröffnete mir mein Augenarzt, dass ich Zapfendystrophie, eine genetische Erkrankung, habe. Die Sehschärfe in beiden Augen bildet sich im Zentrum zurück bis zur vollständigen Erblindung.

Ich hoffte lange darauf, dass Gott mich heilen wird. Aber alle Bemühungen und Gebete von mir und den Menschen um mich herum führten nicht zu einem Heilungswunder. Nach einiger Zeit begann ich allmählich zu erkennen, dass ich auch mit meiner Behinderung geliebt und wertvoll bin. Heilung begrenzt sich nicht auf Wunder. Heilung kommt dort zum Tragen, wo Bedürftiges gehalten wird, wo Zerbrochenes angenommen wird. Das ist heilsamer als körperliche Heilung.

Heute bin ich zu 45 Prozent als Pastor in einer Freikirche tätig und arbeite daneben als selbstständiger Coach. Bei meinem Anstellungsgespräch war es mir wichtig, klar zu sagen, was ich (noch) kann und was ich nicht kann. Transparente gegenseitige Kommunikation ist wichtig, damit die Teilhabe von Menschen mit Behinderungen in der Gemeinde funktionieren kann. Und trotzdem glaube ich, dass wir als christliche Gemeinschaft uns noch nicht wirklich mit der Frage auseinandergesetzt haben, was es denn braucht, dass Menschen mit Behinderungen sich in der Kirche angenommen und wohlfühlen können.



Kathrin Walther arbeitet als Köchin bei einem grossen Bauernbetrieb und ist Mitglied einer reformierten Landeskirche.

Die Fähigkeiten der anderen entdecken

Ich wohne in Bern in einer Institution für Menschen mit leichten kognitiven und körperlichen Behinderungen und arbeite auf einem biologischen Bauernhof in der Küche.

Der Glaube bedeutet mir sehr viel. Meine Lieblingsgeschichte aus der Bibel ist die Geschichte von Ruth und Naomi. Ich liebe diese Geschichte, weil es dort um eine tiefe Freundschaft geht. Zusammen mit meinen Eltern bin ich in der reformierten Kirche dabei. Ich würde mich dort gerne mehr einbringen. Aber leider wurden meine Fähigkeiten noch nicht so ganz entdeckt. Ich koche gerne, kann singen und auch Gebete sprechen. Für junge Leute wie mich ist es schwierig, in eine Gemeinschaft in der Kirche reinzukommen. Ich fände es toll, wenn ich in einer Art Gesprächskreis dabei sein könnte. So würde man sich besser kennenlernen und die Fähigkeiten der anderen erkennen.

Seit Kurzem bin ich in einer Fachkommission der kantonalen Kirche. Diese Kommission soll helfen, dass erwachsene Menschen mit kognitiver Behinderung einen besseren Zugang zu kirchlichen Angeboten erhalten. Ich darf dort meine Sicht als Bewohnerin einer Institution einbringen. Meine Erwartung ist nicht, dass man für mich etwas Besonderes auf die Beine stellt. Ich möchte einfach an den Angeboten der Kirche teilnehmen und mich einbringen können. •

«Heilung begrenzt sich nicht auf Wunder. Ich bin auch mit meiner Behinderung geliebt und wertvoll.»

Mathias Wüthrich

«Behinderti het der Herrgott am allerliebsta»

Wie kann man Menschen mit einer geistigen Behinderung mit dem Evangelium erreichen? Eine ganzheitliche Kommunikation ist dabei hilfreich und kann neue Perspektiven eröffnen. Was das konkret heisst, beschreibt Astrid Weinert-Wurster aus ihrer langjährigen Erfahrung als Pfarrerin für Menschen mit einer Behinderung.

Als ich Pfarrerin für Menschen mit einer Behinderung wurde, meinte eine Bekannte: «Verstehen die das?» Aber: Wer sind denn «die»? Hinter der Frage steckt eine ablehnende Wertung, wie sie Menschen mit Behinderung immer noch oft erleben müssen. Gegen jede Ausgrenzung sehe ich Menschen mit Behinderung mit dem Theologen Ulrich Bach als Schöpfungsvarianten.¹ Alle Menschen,

1 vgl. Bach, Ulrich: Ohne die Schwächsten ist die Kirche nicht ganz. Bausteine einer Theologie nach Hadamar. Neukirchener Verlag, 2006.



«Das grosse Geschenk» – ein Bild aus dem Unterricht.

ob mit oder ohne Behinderung, sind gesegnete Ebenbilder Gottes, von Gott angenommen, geliebt und berufen, so wie sie sind.

Und damit sind wir beim «das», dem Evangelium. In unserer auf Leistung fixierten Gesellschaft wird eines oft vergessen: Alle sind wir verletzlich, auf Gnade angewiesen. Das Evangelium ist die Einladung Gottes, auf seine Gnade zu vertrauen. Ich vermittele die gute Nachricht von der grenzenlosen Liebe Gottes als Zuspruch; oft mit den Worten: «Der liabi Gott het di gära.»

Mit Kopf, Herz und Hand

In der Kommunikation mit Menschen mit einer geistigen Behinderung leistet das Prinzip Pestalozzis «mit Kopf, Herz und Hand» gute Dienste. Der Kopf wird gefordert. In einfachen Worten kommt das Thema aufs Wesentliche beschränkt zur Sprache. Gut eignet sich für Erwachsenenbildung, Unterricht oder Gottesdienst die «Leichte Sprache».² Unterstützend können eigens für Menschen mit geistiger Behinderung entwickelte Gebärden oder Bilder und Symbole verwendet werden.³ Der kopflastige Teil muss kurz sein. Denn auch das Herz fordert sein Recht. Musik, Rollenspiele oder Rituale vertiefen das Gesagte. Genauso soll die Hand miteinbezogen werden mit Bewegungen, Handlungen, Basteln.

Das gleiche Prinzip ist, auf die Situation angepasst, ebenfalls in der

2 vgl. z.B. Pro Infirmis <https://www.buero-leichte-sprache.ch/leichte-sprache.html> (15.10.2024).

3 vgl. z.B. das «Unser Vater»-Gebet in Gebärden für Menschen mit einer geistigen Behinderung: <https://www.youtube.com/watch?v=-GxPClcm-CbdY> (15.10.2024).

Seelsorge anwendbar. Die ganzheitliche Kommunikation schliesst auch im Gottesdienst Zwischenbemerkungen, Fragen, Hilfestellungen und einen gegenseitigen Austausch mit ein.

Menschen mit einer Behinderung interpretieren biblische Texte gerne spontan und manchmal auf ungewohnte Weise. Das kann erhellend sein. Im Sinne einer Kommunikation auf gleicher Ebene steht es Menschen mit Behinderung zu, Subjekte der Theologie zu sein und nicht nur Objekte. Wenn Raum dafür angeboten wird, haben sie viel zu sagen über eigene Erfahrungen, Erkenntnisse, über ein tiefes Gottvertrauen und eine berührende Spiritualität. Denn: «Behinderti het der Herrgott am allerliebsta. Dia kömmand z'erst in da Himmel!», wie mir eine Seniorin mit Behinderung versicherte.

Wir Menschen mit und ohne Behinderung sind als Teile unserer Gemeinden Glieder am Leib Christi.⁴ Werden Menschen mit Behinderung aktiv in das Gemeindeleben mit einbezogen, können alle nur profitieren: Unsere Kirchen zeigen ein barrierefreies, vielfältiges, buntes Gesicht. •

4 vgl. 1 Kor 12,12 ff.



Pfarrerin Astrid Weinert-Wurster lebt mit ihrer Familie in Chur. Sie ist seit bald 20 Jahren Pfarrerin für Menschen mit einer geistigen Behinderung im Kanton Graubünden und mit weiteren 50 Stellenprozenten Gemeindepfarrerin in Scharans/Fürstenaun.

Hörende und nicht hörende Menschen brauchen einander

Roland und Patricia Hermann-Shores engagieren sich leidenschaftlich für die Verbreitung des Evangeliums unter gehörlosen Menschen.

Es ist ein gewöhnlicher Gottesdienst, wie sie in Schweizer Kirchen Woche für Woche in grosser Zahl gefeiert werden. Oder doch nicht? Was ich an diesem herbstlichen Sonntagmorgen erlebe, ist in der Arche Winti (Bewegung Plus Winterthur) tatsächlich nicht aussergewöhnlich: Hier sind gehörlose und schwerhörige Menschen ganz selbstverständlich Teil der Gemeinschaft – offiziell bekannt als «Deaf Community Group».

Ich betrete rund 20 Minuten vor Beginn des Gottesdienstes den Saal, denn ich möchte mich schon vorab Roland und Patricia Hermann-Shores vorstellen, den Leitern der Deaf Community, mit denen ich mich im Anschluss an den Gottesdienst zum Gespräch verabredet habe. Wobei «Gespräch» in diesem Fall nicht auf der Hand liegt: Wie werden wir uns verständigen? Ist die Dolmetscherin schon da oder wissen wir uns erstmal ohne sie zu helfen? Mit solchen Fragen im Hinterkopf näherte ich mich einer Traube von Menschen, die hingebungsvoll Lieder singen – die einen mit ihrer Stimme, die anderen mit den Händen. Eine Bekannte stellt mir meine Gesprächspartnerin vor. Die Begrüssung, ein Gemisch aus Gebärden und Wor-

ten, ist sehr herzlich und fröhlich. Als es um die Klärung geht, wo wir nach dem Gottesdienst ungestört reden und Fotos machen können, bin ich aber froh, dass die professionelle Gebärdensprach-Dolmetscherin Regula Bächler da ist und sofort zu übersetzen beginnt.

Ich setze mich in einer der vorderen Reihen hin, wo auch die gehörlosen und schwerhörigen Besucherinnen und Besucher Platz genommen haben. Sobald die Band mit einem Lied den Gottesdienst eröffnet, tritt eine weitere Person auf die Bühne, die in Gebärdensprache übersetzt. Wie sich Musik für Menschen anfühlen mag, die sie nicht hören? Ich spare mir die Frage für später auf. Für die Predigt tritt Regula Bächler auf den Plan, die sich mit einer Berufskollegin abwechselt und an rund zwei Sonntagen pro Monat in der Arche Winti dolmetscht.

Segen für alle

Seit gut vier Jahren werden die Gottesdienste in der Freikirche Be-

wegungPlus in Winterthur für Menschen mit Hörbehinderung gedolmetscht. Roland und Patricia Hermann-Shores hatten sich in diversen Gemeinden umgeschaut, aber es sei in der Arche gewesen, wo ihnen der Heilige Geist gezeigt habe: Das ist der Ort, um etwas für gehörlose und schwerhörige Christen aufzubauen. Sie wussten zu jenem Zeitpunkt noch nicht, dass gleichenorts vor Jahren die Christliche Gehörlosen-Gemeinschaft gegründet worden war und schon einmal ein Angebot für Gehörlose existiert hatte. Und auch die Entwicklung der vergangenen Jahre ist für sie ein klares Zeichen von Gottes Wirken: «Wir haben gebetet und nach und nach sind mehr Leute dazugekommen. Wir wissen nicht wie, denn Werbung haben wir keine gemacht.» Heute zählen sie rund 30 Personen aus der ganzen Deutschschweiz.

Die Pastorin Nadja Thalman erinnert sich an die Anfrage von Hermanns und dass die Gemeindeleitung nach einigen Gesprächen und

«Wir haben gebetet und nach und nach sind mehr Leute dazugekommen.»

Roland Hermann

Gebeten relativ schnell zur Entscheidung gekommen ist, darauf einzugehen. «Man muss zwar immer eine Meile mehr denken, es braucht viele Absprachen und natürlich auch Geld. Beispielsweise können wir nicht spontan vor dem Gottesdienst ein Lied auswechseln, denn die Übersetzer müssen sich vorbereiten können.» Aber die Vorteile überwiegen: «Es ist ein Segen für die ganze Gemeinde, denn die Deaf Community bringt viel Leben rein und wir stehen voll hinter ihrem Anliegen, unter diesen Menschen Reich Gottes zu bauen.»

Ein gemeinsamer Lernweg

Die Arche Winti tut nicht wenig dafür, um Hürden abzubauen: Roland und Patricia Hermann-Shores sind bei den Treffen der Leiterschaft dabei, werden auch mal zum Predigen eingeladen oder es wird ein Workshop durchgeführt, damit hörende Gemeindeglieder ein wenig Gebärdensprache erlernen können. Nadja Thalmann betont, dass es ein Weg sei, auf den sie sich gemeinsam begeben haben und auf dem sie alle laufend dazulernen.

Roland Hermann, der lange Präsident des Schweizerischen Gehörlosenbunds war und als Schweizer in der Luftfahrtindustrie tätig ist, sieht es ähnlich. Zwar seien viele Angebote der Kirche noch nicht zugänglich für ihn und seine Leute. Aber auf der anderen Seite seien Gehörlose und Schwerhörige in keiner anderen Gemeinde in der Schweiz so umfassend integriert wie hier. «Wir wollen nicht fordernd und kämpferisch auftreten, sondern gehen Schritt für Schritt und sensibilisieren immer wieder dafür, uns nicht zu vergessen und an die Übersetzung zu denken.» Seine Frau Patricia, die als Professorin an der Hochschule für Heilpädagogik in Zürich lehrt, ergänzt, dass es darüber hinaus wichtig sei, nicht nur zu übersetzen. Vielmehr

brauche es auch ausgebildete Gehörlose, die wiederum andere Gehörlose im Glauben unterrichten können. Denn die direkte Kommunikation sei immer besser, als wenn sie über einen Dolmetscher vermittelt werden muss.

Von unsicher zu kontaktfreudig

Und doch kommt dieser Aufgabe im Alltag eine wichtige Rolle zu. Regula Bächler umschreibt sie so: «Hörende können mich als Werkzeug brauchen, um mit Gehörlosen zu sprechen. Manchmal muss ich sie aber darauf hinweisen, dass ich nur vermittele und es nicht um mich geht. Sie sollen die Person, mit der sie kommunizieren wollen, direkt ansprechen.» So freut sie sich, dass mittlerweile spontane Kontakte unter den Gemeindegliedern ohne ihre Übersetzungsleistung entstehen.

«Die Deaf Community bringt viel Leben in die Gemeinde.»

Nadja Thalmann

Auch Roland und Patricia Hermann-Shores stellen diesbezüglich eine positive Entwicklung fest: «Am Anfang waren Hemmungen da, man spürte die Unsicherheit uns gegenüber, aber inzwischen ist die Gemeinde sehr offen und kontaktfreudig geworden. Viele haben gelernt, dass wir ganz normale Menschen sind.» Ein Freund, Andreas Kolb, der an diesem Morgen ebenfalls da ist, bestätigt: «Hörende und nicht hörende Menschen nähern sich nach und nach an: Man lernt sich gegenseitig kennen, isst miteinander, schreibt einander und einige lernen sogar die



Regula Bächler (links) dolmetscht während der Predigt von Nadja Thalmann.

Gebärdensprache.» Ihm bedeutet es viel, dass alle gemeinsam Gottesdienst feiern können: «Wir brauchen einander, lernen und profitieren von den anderen.»

Lieder in Bildern

Voneinander profitieren – das ist ein gutes Stichwort für meine Frage vom Anfang, wie ich mir eine Anbetungszeit mit Musik als gehörlose Person vorstellen muss. Andreas Kolb erklärt, dass mit der Übersetzung in Gebärden eine zusätzliche Dimension dazukomme. So würden sogar hörende Gottesdienstbesucher von den «Bildern» profitieren, mit denen die Lieder in Gebärden ausgedrückt werden. Tatsächlich, ich erinnere mich, dass ich im Gottesdienst nicht nur mitgesungen, sondern zugleich intuitiv darauf geachtet habe, wie die gebärdeten Lieder aussehen – mehrdimensionaler Lobpreis! •



Daniela Baumann ist Kommunikationsbeauftragte der Schweizerischen Evangelischen Allianz SEA.

Fragen

Mal konkret: Wie sieht's in den Kirchen aus?

Es gibt Leitfäden und Beratungsstellen, die dienlich sein können, um als Kirche für Menschen mit einer Behinderung einladender zu werden. Doch jede Gemeinschaft muss für sich entscheiden, welche Priorität dies hat, und herausfinden, was sie dafür tun kann. Sarah Staub, Jonathan Verwer und Tobias Zehnder erzählen anhand von fünf Fragen, wo ihre jeweilige Kirche steht, und geben Tipps aus ihrer eigenen Erfahrung und Betroffenheit weiter.



Sarah Staub ist Pfarrerin in der evangelisch-methodistischen Kirche Schweiz, die Teil ist der weltweiten United Methodist Church, und betroffen von einer multisystemischen Körperbehinderung. Als freie Autorin schreibt sie unter anderem bei «RefLab» rund um die Theologie der Behinderung und ihre Erfahrungen damit.

1. Inwiefern ist die Inklusion von Menschen mit Behinderungen in Ihrer Kirche ein Thema – sei dies theologisch oder ganz praktisch – und wie ist es dazu gekommen?
2. Was tut Ihre Kirche konkret dafür?
3. Wo hat Ihre Kirche noch Potenzial bzw. stösst sie an Grenzen?
4. Worin sehen Sie den Gewinn einer inklusiven Kirche?
5. Haben Sie Tipps, wie als Kirche mit vergleichsweise wenig Aufwand viel gewonnen werden kann für die Teilhabe von Menschen mit Behinderungen?

1. John Wesley, der Gründer des Methodismus, betonte in seinem theologischen Verständnis deutlich die Bedeutung von sozialem Engagement und sozialer Heiligkeit. Als Methodistinnen und Methodisten glauben wir, dass das Evangelium nicht nur individuelle, sondern auch soziale Dimensionen hat. Die United Methodist Church (UMC) ist die einzige Kirche, die kein eigenes Glaubensbekenntnis, dafür ein soziales Bekenntnis mit sozialen Grundsätzen hat.¹ Darin wird ausführlich zu Inklusion, Ableismus und Würde von Menschen mit Behinderungen Stellung genommen. Unter anderem wird die Abschaffung aller Barrieren gefordert, die Menschen an Teilhabe hindern, und auch der negative Einfluss der Kirche auf die Abwertung von Menschen mit Behinderungen wird anerkannt und bedauert.
2. Sie hat mich eingestellt. Spass beiseite: Die UMC begrüsst Menschen mit Behinderungen in verschiedenen Diensten und Rollen, auch als Laien oder ordinierte Pfarrpersonen. Fachleute mit Behinderungen werden für Veranstaltungen oder Gottesdienste angefragt, bestehende Kapellen und Neubauten werden barrierefrei umgebaut bzw. geplant. Trotz der Barrieren in alten Kapellen und teils auch in den

Gottesdiensten wird volle Teilhabe angestrebt und das Bewusstsein besteht grösstenteils weltweit. Es gibt das internationale «Disability Ministries Committee» oder die Bestrebung unter anderem in der Schweiz, sich der Organisation «Hidden Disabilities Sunflower», einer Organisation für unsichtbare Behinderungen², anzuschliessen.

3. Die weltweite methodistische Kirche steht vor Herausforderungen wie Klimawandel, Flüchtlingskrise und (politischem) Extremismus. Die UMC schrumpft und Ressourcen werden, auch finanziell und personell, knapper. Behindertennegativität oder -feindlichkeit findet sich, meist unbewusst, auch in methodistischen Kirchen und Theologien. Als Kirche mit vielen Ausschüssen, Gremien und demokratischen Konferenzen ist die UMC schwerfällig: Veränderungen geschehen nur langsam. Aufgrund der Komplexität, der Ausführlichkeit und der Dauer können nicht alle gleichberechtigt an diesen – eigentlich demokratischen – Beschlüssen teilhaben. Besonders dafür wünsche ich mir mehr Bewusstsein. Ich beobachte zwar ermutigende Fortschritte und vermehrtes Bewusstsein. Am Ziel sind wir jedoch auch als UMC noch lange nicht.

¹ vgl. Die Sozialen Grundsätze der Evangelisch-methodistischen Kirche: <https://www.umcjustice.org/documents/126> (17.10.2024).

² vgl. <https://hdsunflower.com/uk/> (17.10.2024).

4. Ich möchte nicht von Gewinn sprechen, denn die Gleichbehandlung von Menschen mit Behinderung ist nicht diskutabel, sie ist Menschenrecht. Wenn Kirche für alle Menschen offen ist, dann muss sie dies auch vollumfänglich für alle sein. Ob wir Menschen mit Behinderungen «Gewinn» bringen oder nicht, spielt keine Rolle: Ich bin würdevoll und von Gott geliebt, auch dann, wenn ich nichts «bringe» oder leiste.
5. Beziehen Sie uns in Ihre Arbeit, in Ihre Diskussionen, in Ihr Leben und in Ihre Kirchen mit ein. Sprechen Sie mit uns, nicht über uns. Und fangen Sie irgendwo an: lieber etwas tun als gar nichts tun. Keine Kirche und keine Gesellschaft ist perfekt – aber wir können Schritt für Schritt gemeinsam in eine gleichberechtigte Zukunft gehen.



Jonathan Verwer kommt aus England, ist in den USA aufgewachsen und lebt seit zwölf Jahren mit seiner Frau und drei Kindern in der Schweiz. Zurzeit arbeitet er Teilzeit als Pastor für Jugend und Kinder und studiert Theologie und Behinderung (MTh) an der Universität Aberdeen. In der Freizeit betreut er seinen Sohn, der eine traumatische Hirnschädigung erlitten hat, und ist gerne mit seinem Vintage-Rennrad oder in den Bergen unterwegs.

1. Inklusion ist nicht explizit ein Thema. Es gibt kein spezielles Team oder Projekt dafür, was ich grundsätzlich begrüße. «Inklusion von Menschen mit Behinderung» soll kein Sonderbereich sein, der eines Tages abgeschafft werden könnte. Bei uns sind Menschen mit verschiedenen Stärken und Schwächen aktiv. Allerdings ist das Thema «Behinderung» sichtbarer geworden, seit meine Frau unseren Sohn Keoni nach dem Gottesdienst im Rollstuhl zur Kirche bringt.
2. Die Kirchenleitung hält es für wichtig, dass alle Menschen in unsere Gemeinde kommen können und herzlich eingeladen sind, auch teilzunehmen. Es gibt keine bewusste Ausgrenzung. Allerdings gibt es, wie in der Gesellschaft insgesamt, eine grundlegende Annahme von Normalität, die sich in unserer Theologie und Praxis widerspiegelt. Wir haben Inklusion in unsere Vision unter dem Namen «Safe Place» integriert. Dieses Konzept muss weiter ausgearbeitet werden. Wir haben auch eine Rampe installiert, die sich harmonisch in das Gebäude einfügt.
3. Einige haben Erfahrung mit Behinderung und viele zeigen Mitgefühl dafür, aber es ist kein Thema, das grosses Interesse weckt. Wir als Gemeindeleitung und Pastoren haben auch noch nicht aufgezeigt, wie sich das Thema Behinderung auf jeden Aspekt unseres Glaubens auswirkt – beispielsweise auf unser Verständnis des Menschen, von Gott, Jesus, Schuld, Lobpreis, Gebet und Gottes Wort. Ich freue mich sehr, dass wir eine Rampe haben. Aber Rollstuhlfahrende können bisher nur mit grossen Schwierigkeiten ins Untergeschoss gelangen, wo sich einige Gemeinschaftsräume sowie die Toiletten befinden. Dies zu ändern, ist jedoch für die Zukunft geplant.
4. Eine inklusive Kirche ist ein Medium für Gottes Königreich und untergräbt kulturelle Ideologien. Wenn eine Kirche beginnt, die Veränderungen zu verkörpern, die sie in der Gesellschaft sehen will, wird sie zu einer starken Kraft für gesellschaftlichen Wandel.
5. Das hat uns als Kirche geholfen:
 - Klare schriftliche Beschilderungen in der Kirche
 - Grosse Schrift für Beschilderungen und gedruckte Materialien verwenden
 - Farbcodierte Etiketten einführen: grün für aufgeschlossen, rot für keinen Körperkontakt (kann für Personen überfordernd sein; dies ist zu respektieren und ihnen entsprechend Raum zu geben)
 - Gehörschutz (Ohrstöpsel) bereitstellen
 - Transparent über Möglichkeiten und Grenzen punkto barrierefreien Zugangs informieren (z.B. auf der Webseite)
 - Unterstützung beim Abendmahl anbieten
 - Ableistische Sprache wie «bitte aufstehen» oder «bitte setzen» vermeiden
 - Predigten und Vorträge im Bewusstsein halten, dass sich auch Menschen mit Behinderungen im Publikum befinden
 - Gastredner einladen, die auf Inklusion von Menschen mit Behinderungen spezialisiert sind, z.B. Experten von Organisationen wie «Glaube und Behinderung» oder «Institut Inklusiv»
 - Theologische Bücher zum Thema Behinderung in die Kirchenbibliothek aufnehmen
 - Eine Kultur der Neugier und des Lernens rund um das Thema Behinderung fördern



©shutterstock



Tobias Zehnder ist Pfarrer in der reformierten Kirchgemeinde Münchenbuchsee-Moosseedorf. Selbst im Autistischen Spektrum, forscht er ausserdem an der Universität Bern zum Verhältnis von Theologie und Autismus.

1. Auch wenn Jesus das Wort Inklusion nicht benutzt hat, war sie bereits zentrales Thema seiner Verkündigung. Denken wir daran, wie er sich immer wieder den Menschen am Rand der Gesellschaft zugewandt, sie in den Mittelpunkt gerückt hat. Vielleicht kommen uns bei diesen «Randständigen» zuerst arme und kranke Menschen in den Sinn. Aber wie schon zu Jesu Zeiten gehören hier klar auch Menschen mit Behinderung dazu. In der Schweiz sind das etwa 20 Prozent der Bevölkerung. Das ist eine ganze Menge, die sich ihre Teilhabe immer wieder erstreiten muss. Eine Kirche, die Jesus Christus folgt, kommt nicht darum herum, sich ebenfalls für diese Teilhabe einzusetzen – sei es im Gemeindeleben, das leider oftmals weitab von inklusiv ist, sei es in unserer Gesellschaft.
2. Wir arbeiten zum Beispiel an baulichen Massnahmen, um die Teilnahme am Abendmahl für Menschen mit Rollstuhl zu verbessern. Räume, die für alle einladend und zugänglich sind, schaffen ein Gefühl der Zugehörigkeit. Darüber hinaus versuchen wir, Menschen für unterschiedliche Bedürfnisse zu sensibilisieren, etwa an Infoanlässen zum Thema Autismus. Erst im Bewusstsein um die Bedürfnisse und Begabungen anderer kann eine echte sorgende Gemeinschaft entstehen..
3. Gerade die baulichen Veränderungen sind angesichts der Denkmalpflege in alten Gemäuern nicht immer einfach. Da gilt es jeweils abzuwägen zwischen historischer Pflege und zeitgemässer Nutzbarkeit. Grenzen gibt es zudem auch, was Ressourcen angeht. Der gute Wille ist oftmals zwar da, aber es fehlen die finanziellen und personellen Mittel. Ein Wunsch von mir wäre ausserdem, dass Menschen mit und ohne Behinderung in unserer Kirche noch häufiger miteinander unterwegs sind.
4. Gerade Kirche hat mit ihrem Auftrag, Menschen am Rand in ihre Mitte zu nehmen, die Möglichkeit, nicht über, sondern mit Menschen mit Behinderung zu sprechen. In einer schnelllebigen Zeit kann sie wirklich zuhören, wo Bedürfnisse und Begabungen liegen. Das baut Berührungsängste ab und ermöglicht ein Miteinander auf Augenhöhe. Viele unserer alltäglichen Sorgen und Ängste relativieren sich dadurch und wir sehen das Leben in einem neuen Licht. In der Begegnung mit anderen Lebensumständen werden wir herausgefordert, auch unser eigenes Leben zu hinterfragen. Das mag zwar auch unseren Glauben herausfordern, doch ich bin überzeugt, dass er dadurch letztlich gestärkt wird.
5. Mit einem Wort: Zuhören. Auch wenn ich mir immer wieder Mühe gebe, ein Angebot möglichst inklusiv zu gestalten, vergesse ich doch jedes Mal mit Sicherheit etwas. Die Einsicht, dass ich nicht alle Bedürfnisse erahnen kann und muss, entlastet mich, macht mich aber auch demütig. Wenn dann noch der Wille da ist, Veränderungen wirklich umzusetzen, werden viele feststellen, dass es für mehr Inklusion manchmal gar nicht so viel braucht. •

Menschen wie du und ich

Die Inklusion von Menschen mit Behinderung ist nicht immer barrierefrei. Mich haben die Beiträge in diesem Magazin drei Lektionen gelehrt:

Erstens, es ist wichtig, genau hinzuhören und miteinander im Gespräch zu sein. Es braucht echtes Interesse, herauszufinden, was Menschen mit Behinderung brauchen, damit sie sich als Teil der Kirchengemeinschaft fühlen. Und echtes Interesse bedeutet, nicht von eigenen Annahmen auszugehen, sondern nachzufragen – wie Jesus, der den blinden Bartimäus fragte, was er an ihm tun soll. Wir müssen als Christen und als Kirche bereit sein, hinzuhören und die Bedürfnisse ernst zu nehmen. Das gilt ja nicht nur bei Menschen mit einer Behinderung, sondern bei jedem Menschen. Denn wir alle sind unterschiedlich und individuell. Aber es ist die Aufgabe der Kirche, vermehrt auf die Bedürfnisse von Menschen mit einer Behinderung einzugehen und die Möglichkeit zu schaffen, dass auch sie ihre Gaben einbringen können und so den Leib Christi bereichern. Sonst gelingt es nicht, dass sie Teil der Gemeinschaft werden.

Zweitens, in der Kommunikation ist auch auf die Sprache zu achten, so dass das Gegenüber sich nicht herabgesetzt fühlt oder das Gesagte nicht als übergriffig wahrgenommen wird. Und warum nicht als nächste Fremdsprache die Gebärdensprache lernen?

Drittens, Inklusion stösst an ihre Grenzen und wir als Menschen kommen an unsere Grenzen. Es ist nicht immer möglich, alle Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen gleich zu inkludieren. Aber es ist möglich, sich Mühe zu geben und das, was eben möglich ist, umzusetzen. Das bringt uns auch die Geschichte in Markus 2 näher. Den Gelähmten zu Jesus zu bringen, schien unmöglich, da das Haus voll war und es scheinbar keinen Weg zu Jesus gab. Doch die Freunde suchten einen Weg und machten es möglich.

Inklusion von Menschen mit Behinderung geschieht auch nicht von heute auf morgen, aber jeder kleine Schritt hilft, dass ein Geschwister in Jesus sich genauso als Teil der Familie Gottes fühlt und sich uneingeschränkt am Bau von Gottes Reich beteiligen kann. Ausserdem möchten wir als Christen ja alle Menschen in die Nachfolge von Jesus einladen – dazu gehören selbstverständlich auch Menschen mit einer Behinderung. Und wie sollen sie in ihrer Nachfolge von Jesus gestärkt werden, wenn sie keine Möglichkeit haben, überhaupt in ein Kirchengebäude hineinzukommen bzw. Gemeinschaft mit anderen Christen zu pflegen?

Vieles beginnt schon nur damit, sich als Kirche sensibilisieren zu lassen und sich darauf einzulassen, die Augen für diejenigen zu öffnen, die noch nicht da sind oder am Rand stehen. Mir war beispielsweise oft gar nicht bewusst, dass es in Kirchengebäuden Toiletten gibt, die für Menschen mit einem Rollstuhl nicht zu erreichen sind. Oder ich hatte mir noch nie überlegt, wie unsere Gottesdienste gestaltet werden müssten, damit auch ein Autist sich wohl fühlt.

Die SEA ist deshalb begeistert von der Arbeitsgemeinschaft «Glaube und Behinderung», weil sie immer wieder sensibilisiert, Menschen mit einer Behinderung in ihrem Glauben an Jesus Christus unterstützt und fördert und dafür sorgt, dass ihre Stimme in der Gesellschaft gehört wird. Als SEA sind wir begeistert, wenn jede und jeder Zugang zum Evangelium erhält, auch Menschen mit einer Behinderung, und wir einander auf Augenhöhe begegnen. All dies im Wissen, dass wir nicht immer alle Bedürfnisse abdecken können. Das wissen nicht zuletzt die Betroffenen selbst und ist auch gar nicht ihr Anspruch. Aber sie möchten gesehen und gehört werden – als Mensch wie du und ich. •



Viviane Krucker-Baud ist Co-Generalsekretärin der Schweizerischen Evangelischen Allianz SEA.

Weiterführende Literatur



Bach, Ulrich: Ohne die Schwächsten ist die Kirche nicht ganz. Bausteine einer Theologie nach Hadamar. 2006, Neukirchener Verlag, ISBN 978-3-7887-2160-2.

Ulrich Bach, selbst behindert, formuliert die folgende Hauptthese einer «Theologie nach Hadamar» (in Hadamar wurden von 1941 bis 1945 fast 15'000 Menschen ermordet: psychisch Erkrankte und Menschen mit Behinderung, Alte und Junge, Männer, Frauen und

Kinder): «Ob ein Mensch Mann ist oder Frau, blind oder sehend, schwarz oder weiss, dynamisch-aktiv oder desorientiert-pflegeabhängig, ist theologisch absolut ohne Bedeutung. Von Bedeutung ist allein, dass das alles ohne Bedeutung ist.» Der Autor plädiert dafür, dass Behinderten nicht die Objekt-Rolle der Versorgten zugewiesen wird, sondern sie vielmehr als mitgefragte Schriftausleger wahrgenommen werden, so dass es zu einem wechselseitigen Lernen und Lehren kommt.



Liedke, Ulf & Kunz, Ralph (Hrsg.): Handbuch Inklusion in der Kirchengemeinde. 2013, Vandenhoeck & Ruprecht, ISBN 978-3-647-62423-5.

Der Begriff Inklusion wird häufig als «unmittelbare Zugehörigkeit» übersetzt und bezieht sich auf alle Personen und Gruppen, die in unseren Gesellschaften von Vorurteilen, Marginalisierung und Isolation betroffen sind und Ausschluss erleben. Auf diesem

Hintergrund entfalten die Herausgeber Inklusion als Leitperspektive für das Leben und Handeln in der Kirchengemeinde und konzentrieren sich besonders auf das Zusammenleben von Menschen mit und ohne Behinderung. Es ist die erste umfangreichere Publikation zum Thema Inklusion und Kirche im schweizerischen Kontext. Dabei enthält es theoretische Grundlagen, bietet aber auch zahlreiche Impulse für eine inklusive Kirchenpraxis.



Eiesland, Nancy L.: Der behinderte Gott: Anstöße zu einer Befreiungstheologie der Behinderung. Übersetzt von Werner Schüssler. 2018, Echter, ISBN 978-3-429-04427-5.

Jesus, Gott behindert? – für manche Gläubige ist das wohl ein nur schwer zu ertragender Gedanke. Aber ein falscher, blasphemischer? Nein, so Nancy L. Eiesland: Im Chris-

tentum geht es nicht um einen vollkommenen, autarken Gott, sondern um einen «behinderten Gottes». Und dieses Symbol des «behinderten Gottes» eröffnet auch Menschen mit Behinderung die Möglichkeit, sich mit diesem Gott zu identifizieren und sich mit der Kirche zu versöhnen. Das Buch gilt als Klassiker einer Befreiungstheologie der Behinderung mit einer eindrucklichen Wirkungsgeschichte.



Hardmeier, Roland: Du bist da in meinem Schmerz. Wie Gott in unserem Leiden wirkt. 2023, Fontis Verlag, ISBN 978-3-03848-257-4.

Roland Hardmeier geht in seinem Buch «Du bist da in meinem Schmerz» dem Leiden in allen Facetten nach und weicht schwierigen Fragen nicht aus. Ausgehend vom eigenen chronischen Leiden untersucht der Autor

die Frage nach Leid in den Weltreligionen, in der Philosophie und im Atheismus und arbeitet die einzigartige christliche Antwort auf das Böse und den Schmerz heraus. Das Buch zeigt, wie Gott in unserem Schmerz am Werk ist und wie er am Ende der Geschichte Leid für immer überwindet und erlittenes Unrecht wieder gut macht.



Gemeinsam «Ökosysteme des Evangeliums» gestalten



Gestalten Sie mit!

Mit Ihrer Einzelmitgliedschaft
unterstützen Sie das SEA-
Team beim täglichen Einsatz
für ein gelebtes Miteinander
der Christen.

**JETZT
EINZELMITGLIED
WERDEN!**

